

**Bénédicte Abraham, Au commencement était l'action.
Les idées de force et d'énergie en Allemagne autour
de 1800, Villeneuve-d'Ascq (Presses universitaires du
Septentrion) 2016, 261 p. (Dialogues entre cultures), ISBN
978-2-7574-1274-9, EUR 25,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Julian Drews, Köln

Bénédicte Abraham legt mit diesem Band eine faszinierende Studie zur Karriere der Begriffe »Kraft« und »Energie« im Deutschland des späten 18. Jahrhunderts vor. In drei Teilen, die wiederum in vier, fünf und drei Kapitel zerfallen, werden nacheinander die semantische und lexikalische Entwicklung, die Bedeutung in und ausgehend von den Wissenschaften und schließlich die literarische Verwendung erörtert.

Der erste Teil »Réflexions préliminaires sur les mots ›Kraft‹ et ›Energie‹ spannt einen Bogen von den aristotelischen Konzepten »entelecheia«, »energeia« und »dynamis« zu »Die Leiden des jungen Werther«, in denen der Kraftbegriff als Ausdruck überlegener Individualität und Subjektivität, kurz, als Geniebegriff gedeutet wird. Die Autorin folgt in diesem Teil sowohl signifikanten historischen Stationen in den Werken von Leibniz, Newton und Euler als auch der Präsenz der Wörter in den Nachschlagewerken des 18. und 19. Jahrhunderts, wobei sie feststellt, dass »Kraft« und »Energie« nach einer Phase des nahezu inflationären Gebrauchs in den Jahrzehnten bis 1800 bereits ab den achtzehnhundertdreißiger Jahren wieder an Relevanz verlieren (S. 42).

Das folgende Kapitel widmet sich der semantischen und lexikalischen Expansion von »Kraft« und »Energie« nach 1750 und betrachtet hierfür ihr Auftreten in bildlicher Sprache. In diesem Zusammenhang beginnt auch deutlich zu werden, dass das Untersuchungsfeld der Studie inhaltlich gerechtfertigt ist – nicht nur etwa aufgrund fachlicher Zuständigkeit der Germanistin. Im Bild der Eiche etwa finden Vorstellungen von Kraft eine Form, welche für die Deutschen im Zuge der Herausbildung nationaler Identität topisch geworden ist (S. 46).

Der Verbindung von der Vorliebe für die genannten Begriffe und der Konstruktion nationaler Identität geht Bénédicte Abraham im Weiteren auch historisch nach. Dabei stößt sie zunächst auf die Bedeutung der Sprache des Pietismus, welche sich durch einen hohen Grad an Dynamik auszeichnet, indem sie versucht, den gelebten Glauben und die Verbindung der Seele mit Gott zu artikulieren (S. 60). Die hierbei verbreiteten Formen werden dann in der Empfindsamkeit, im Sturm und Drang und schließlich in der Romantik säkularisiert.

Im Bezug zur Nation kommen zunächst Beispiele in den Blick, in denen die politisch problematische Situation energetisch reformuliert wird. Mme de Staël beispielsweise sieht in der politischen Zersplitterung der deutschen Kleinstaaten den Grund für ein gesteigertes philosophisches Interesse. Der Wegfall von Möglichkeiten der politischen Karriere befördert demnach eine Tendenz zur intellektuellen Vertiefung, die aber – im Gegensatz zur politischen Bewegung – Sache genialer Individuen ist. Die fehlende politische Kraft wird in »De l'Allemagne« als



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Mangel an Energie bezeichnet (S. 67), ein Kritikpunkt, der sich ähnlich bereits in den Schriften Friedrichs II. findet.

Der zweite Teil »Le «désir» de science des Allemands autour de 1800: la dynamisation du savoir« ist der wissenschaftlichen Entwicklung der Epoche gewidmet und fokussiert den Übergang von statischen und mechanistischen zu dynamischen Modellen bzw. von enzyklopädisch-kumulativem Wissensverständnis zum Verständnis von Funktionen und Prozessen. So wird anhand der Arbeiten des gelehrten Naturforschers Erxleben der Übergang von einem Verständnis der physikalischen Kraft als Eigenschaft der Materie zu einem Verständnis im Sinne eines Grundes der Bewegung nachvollzogen (S. 127). Blumenbach spricht sich gegen die Präformationslehre für einen Bildungstrieb, also für die dynamischere Idee aus. Hier wird ein Vitalismus sichtbar, der sich auch in anderen Bereichen – etwa in Herders Überlegungen zu Sprache (S. 143f.) und zur Bildung (S. 148) sowie in der Historiografie der Zeit findet. Hinsichtlich des zuletzt genannten Bereichs wird beispielsweise auf die Arbeit Schlözers verwiesen, welcher nachdrücklich die Aufgabe einer lediglich kompilatorischen Geschichtsschreibung zu Gunsten einer solchen fordert, die Verkettungen von Ursache und Wirkung darstellt (S. 177).

Allgemein zeigt der zweite Teil auf, dass auch die Entwicklungen in den Wissenschaften einen Bezug zur Herausbildung nationaler Identität bzw. zum Selbstverständnis der Deutschen aufweist, eben indem man sich, unabhängig von der politischen Einheit, als relevanter Protagonist des Geisteslebens begreift.

Der dritte Teil, »L'idée d'énergie en littérature« zeigt dagegen die ästhetisch-literarische Seite dieses Programms. Hier findet sich beispielsweise bei Herder die Vorstellung einer »Stärke der deutschen Sprache«, die mit einer Apologie der Volksdichtung einhergeht, der ebenfalls eine »wunderthätige Kraft« zugeschrieben wird. Die Bestimmung der deutschen Literatur erfolgt hier nicht zuletzt in aktiver Abgrenzung von französischen Vorbildern (S. 193).

Am prägnantesten finden die Thematik der Kraft und die der selbstbewusst werdenden Nationalliteratur jedoch im Geniebegriff zusammen. Ab 1750 beginnt er sich herauszubilden und gegen 1770 wird er zum Modewort. Er erfüllt dabei laut der Verfasserin zwei Funktionen, einerseits betont er die Originalität der deutschen Dichter, also deren Unabhängigkeit von ausländischen Vorbildern und andererseits die Überwindung regelpoetischer Ansätze (S. 209). In diesem Zusammenhang werden Autoren wie Sulzer, Lessing, Gerstenberg, Lavater, Herder und Schiller untersucht. Das Kapitel endet mit einer Lektüre des »Faust 1«, welche die genannten Begriffe fokussiert. Die Hauptfigur ist ein »Kraftmensch« oder »Kraftgenie« (S. 228), der sowohl als mächtig (hinsichtlich seiner Meisterschaft in den Wissenschaften) als auch von Kräften beherrscht dargestellt wird. Die Autorin beobachtet hier eine Abwertung des *logos* zu Gunsten der Handlung; besonders eindringlich verdeutlicht an Fausts Übersetzung des Evangeliums, der die Studie ihren Titel verdankt (S. 231).

»Kraft« erweist sich als zentrales Konzept in der Tragödie, welches die Figurenkonstellationen und die Handlung bestimmt. Der Mensch ist eingespannt in die Dichotomie von Denken und Trieb. Aber eben diesen Widerspruch scheint der Kraftbegriff als Zusammenspiel eines Potentials und seiner Realisierung aufzuheben (S. 238).

Ein entscheidender Grund für die Fruchtbarkeit dieser Arbeit zeigt sich bereits in ihrer Anlage. Sie erlaubt es, dass auf der Ebene sprachlicher



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Formen eine differenzierte Bezugnahme von Autoren gelingt, die, da die meisten von ihnen stark kanonisiert sind, häufig noch einzeln behandelt werden. Das stark analytische Moment geht aber nicht, wie man vermuten könnte, mit einer Missachtung des spezifisch Literarischen einher. So merkt die Autorin selbst an, dass ihr in der Behandlung des »Werthers«, die sonst durchgehaltene Unterteilung in Unterkapitel nicht gelungen ist; eben weil sich Kraft beim Lesen auch auf die Leserin übertragen lässt und dies in der Unterbrechung verloren gehen kann (S. 97).

Das Zusammenspiel des zeittypischen Sprachgebrauchs in Deutschland und der Funktion für die gleichzeitige Herausbildung des Nationalbewusstseins geht evtl. manchmal zu gut auf. Hier stellt sich die Frage, wie sehr die Prägnanz des Ergebnisses von der Wahl des Beobachtungsfeldes abhängt. Welches Bild ergäbe sich, wenn man es auf den direkten Vergleich mit der französischen und englischen Literatur der Zeit ankommen ließe? Wie sähe das Ergebnis aus, wenn man sich innerhalb des Schrifttums in Deutschland noch stärker auf die Philosophie einließe? Was, wenn man Autoren (Forster, Alexander von Humboldt, Chamisso) einbezöge, welche die Dynamik konkret als Bewegung im Raum umgesetzt haben? Diese Punkte müssen jedoch keine Einwände sein. Sie könnten sich auch als produktive Anschlussfragen zur Weiterarbeit mit dieser wichtigen Untersuchung erweisen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Maria Ågren (ed.), Making a Living, Making a Difference. Gender and Work in Early Modern European Society, New York, NY (Oxford University Press) 2017, XI–258 p., b/w. fig.& tab, ISBN 978-0-19-024062-2, USD 26,49.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Annalena Müller, Basel

Maria Ågren leitet seit Jahr 2010 an der Universität Uppsala ein großangelegtes Forschungsprojekt zum Thema »Gender and Work«¹. Im ersten Teil (2010–2014) des in zwei Phasen unterteilten Projekts wurde erforscht, wie Männer und Frauen in Schweden zwischen 1550 und 1800 ihren Lebensunterhalt verdienten. Die zweite Projektphase (seit 2014) beschäftigt sich mit der Frage, wie sich diese Bedingungen im 18. und 19. Jahrhundert änderten. Die Resultate der ersten Projektphase liegen nun in Form des im Folgenden besprochenen Sammelbandes vor.

Zunächst muss angemerkt werden, dass der Untertitel des Sammelbandes irreführend ist, da sich die Aufsätze, dem Forschungsprojekt entsprechend, nicht mit europäischen, sondern ausschließlich mit schwedischen Beispielen und Gegebenheiten auseinandersetzen. Diese werden allerdings im einführenden und im abschließenden Kapitel in einen weiteren – vor allem englischen – historiografischen Kontext gestellt. Trotz des geografischen Fokus auf Schweden sind die Funde auch für Gender- und Arbeitshistoriker mit Forschungsschwerpunkten außerhalb Skandinaviens von großem Interesse, zeigen sie doch, dass das nach wie vor weitverbreitete historiografische Narrativ, welches eine wachsende Marginalisierung von Frauen in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Arbeitswirtschaft suggeriert, so nicht zu aufrecht zu erhalten ist.

Im Rahmen des Projekts haben die Forschenden um Maria Ågren die so genannte »verb-oriented method« (S. 3) entwickelt. Da Berufsbezeichnungen in vormodernen Textquellen höchstens einen Teil der wirtschaftlichen Aktivitäten greifbar machen, konzentrieren sich die Forschenden auf Begriffe, die Tätigkeiten beschreiben (also Verben), um derart ein umfassenderes Bild der diversen wirtschaftlichen Aktivitäten von Männern und Frauen im frühneuzeitlichen Schweden erstellen zu können. Basierend auf einem Datensatz aus 16 182 »verb phrases« (S. 14), die aus vier Kategorien von Quellen gewonnen wurden, nämlich Gerichtsakten, Rechnungsbüchern, Petitionen und Tagebüchern, entsteht so ein facettenreiches Bild frühneuzeitlicher wirtschaftlicher Aktivitäten, in welchen sowohl Frauen als auch Männern zentrale, interdependente Rollen zukamen.

Der Band ist unterteilt in sieben thematische sowie jeweils ein einleitendes und ein resümierendes Kapitel. Jonas Lindström, Rosemarie Fiebranz und Göran Rydén setzen sich im ersten Kapitel (»The Diversity of Work«) u. a. mit dem Problem der Sichtbarmachung der multiple



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Für ausführliche Informationen zu dem Forschungsprojekt siehe die umfangreiche englischsprachige Website: <http://gaw.hist.uu.se/what-is-gaw/research+project/>.

employments (S. 34–52), die von einer Person ausgeführt wurden, auseinander. In diesem Kapitel findet sich auch ein nach Geschlecht aufgeteilter Überblick über die verschiedenen Kategorien von Arbeit, die man typischerweise im frühneuzeitlichen Schweden finden konnte (S. 30–32). Kapitel 2, »Working Together« (Dag Lindström, Rosemarie Fiebranz, Jonas Lindström, Jan Mispelaere, Göran RydénSophia), diskutiert die analytischen Kategorien ‚Haus‘ und ‚Haushalt‘ und deren (historiografische) Grenzen (S. 59–60). Die Autoren argumentieren, dass man für eine bessere Erforschung von Arbeitspraktiken frühneuzeitliche Haushalte als offene und flexible Netzwerke anstelle geschlossener Einheiten behandeln solle (S. 68–74).

Kapitel 3, »Marriage and Work: Intertwined Sources of Agency and Authority« (Sofia Ling, Karin Hassan Jansson, Marie Lennerstrand, Christopher Pihl, Maria Ågren), beschäftigt sich mit der Frage nach Geschlechterrollen und Aufgabenverteilung. Die Verfasser zeigen, dass das »two-supporter model« die Norm (S. 81–88) und die Ehe mit der gegenseitigen Abhängigkeit von Mann und Frau die Basis der frühneuzeitlichen Gesellschaft war. Kapitel 4, »Less than Ideal? Making a Living before and outside Marriage« (Hanna Östholm, Cristina Prytz), vertieft die Themen aus Kapitel 3 und zeigt auf, dass die Ehe beiden Partnern wirtschaftliche Möglichkeiten bot, die unverheirateten Menschen beiderlei Geschlechts verwehrt waren. Kapitel 5, »Constitutive Tasks: Performance of Hierarchy and Identity« (Karin Hassan Jansson, Rosemarie Fiebranz, Ann-Kathrin Östman) fragt nach »pattern of differences« (S. 128) und sameness (S. 151ff.) und argumentiert, dass unterschiedliche, bzw. gleiche Arbeitspraktiken zu einer (hierarchischen) Differenzierung oder eben Gleichheit zwischen den Geschlechtern führten.

Die letzten beiden Kapitel, »The Dark Side of the Ubiquity of Work: Vulnerability and Destitution among the Elderly« (Erik Lindberg, Benny Jacobsson, Sofia Ling) und »Gender, Work, and the Fiscal-Military State« (Marie Lennerstrand, Jan Mispelaere, Christopher Pihl, Marie Ågren) diskutieren Wandlungsprozesse und ihre Auswirkungen. Im Zentrum der Betrachtung stehen hierbei die wachsende Bedeutung von Handel und sozialer Differenzierung sowie die frühneuzeitliche Staatenbildung. Letztere brachte insbesondere für Männer neue Arbeitsmöglichkeiten für die Krone mit sich. Dies änderte aber das »two-supporter model« nicht, welches auch im sich entwickelnden schwedischen Staat des späten 17. Jahrhunderts weiterhin von zentraler Bedeutung und entsprechend omnipräsent war (S. 200–201). In einem resümierenden Kapitel, evaluiert Ågren die Funde zusammenfassend und kommt zu dem Schluss, dass es kaum Arbeiten gab, die nur von Frauen oder nur von Männern ausgeübt wurden, was aber geschlechterspezifischen Unterschiede keineswegs ausschließt (S. 208–210).

Der vorliegende Band leistet einen wichtigen Beitrag zur historiografischen Re-Evaluierung der wirtschaftlichen Rollen und Aufgaben von Frauen und Männern in der europäischen Vormoderne, die sehr viel differenzierter und nuancierter waren, als vor allem in Teilen der anglophonen Historiografie der 1990er und 2000er postuliert wurde. Allerdings gilt hier anzumerken, dass viele Erkenntnisse, zu welchen Ågren et al. gelangen, für das späte Mittelalter bereits vor über dreißig Jahren von Barbara Hanawalt festgehalten wurden. Hanawalt, aber auch andere Autoren, die sich mit der wirtschaftlichen Agency städtischer Frauen des Spätmittelalters beschäftigen, wie z. B. Sharon Farmer, fehlen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

in der umfangreichen Bibliografie. Letztere berücksichtigt aus dem englischen Sprachraum vor allem Autoren, die von einer Marginalisierung weiblicher Arbeitskraft und Agency ausgehen, wie Judith M. Bennett und Martha C. Howell. Diese Einseitigkeit überrascht bei einem ansonsten ausgewogenen und differenziert argumentierenden Band und hinterlässt mitunter den Beigeschmack von rhetorischen Strohmann-Argumenten zum Zwecke einer glatteren, sich abgrenzenden Argumentation. Diese nur kleine Kritik nimmt »Making a Living, Making a Difference« jedoch nichts von seiner zweifellos großen Relevanz für Geschlechter- und Arbeitshistoriker Schwedens und Europas in der Frühen Neuzeit.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2018.1.45704](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45704)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

David Banks, The Birth of the Academic Article. Le Journal des Sçavans and the Philosophical Transactions, 1665-1700, Sheffield (Equinox Publishing) 2017, 208 p., ISBN 978-1-78179-232-2, GBP 75,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Claire Cantet, Fribourg/Freiburg

Le postulat sur lequel repose ce livre est que notre quotidien est façonné par des découvertes scientifiques et que celles-ci sont formulées dans une langue née dans des situations sociales précises: entre le texte et le contexte existent des relations réciproques fortes. C'est en quête de la naissance de la langue scientifique que David Banks part, en comparant les articles du »Journal des Sçavans«, paru à partir de janvier 1665, et des »Philosophical Transactions«, édité à partir de mars 1665. Ces deux périodiques, on le sait, sont tous deux liés aux académies scientifiques nationales tout en présentant un profil très contrasté. Tandis que l'Académie royale des sciences parisienne est placée sous le patronage du roi et ses membres, des savants reconnus, rémunérés pour servir la gloire du roi par les sciences, la Royal Society, ouverte à tout *gentleman* amateur de sciences, est (quasiment) indépendante tout en devant assurer ses propres sources de financement. Le »Journal des Sçavans« n'est qu'officieusement l'organe de la société savante française. Celle-ci ne publie que des ouvrages collégiaux non nominatifs, dans des éditions limitées prestigieuses. Aussi, les savants désireux de construire leur réputation publient sous leur nom propre dans le »Journal des Sçavans«; même après 1699, lorsqu'à l'issue d'une réorganisation interne, l'Académie royale des sciences se dote d'un périodique officiel, les délais de parution y sont tels que les savants continuent à volontiers publier dans le »Journal des Sçavans«. Doté d'un privilège, ce dernier est contrôlé par le pouvoir. Il existait peut-être un projet de périodique savant en Angleterre avant la parution du »Journal des Sçavans«. Celui-ci ne prend toutefois forme que lorsque Henry Oldenburg, un précepteur originaire de Brême, lit devant la Royal Society un extrait du périodique parisien. Il reçoit l'entière responsabilité éditoriale et financière du périodique jusqu'à sa mort en 1677. Les deux périodiques sont du reste des affaires d'un seul homme jusqu'au début du XVIII^e siècle au moins, l'abbé Bignon tentant d'instaurer un comité de rédaction, ce à quoi procède l'homologue anglais en 1752. Du point de vue formel, les deux périodiques sont très distincts. Tandis que le français incarne l'idéal de science universelle, l'anglais se spécialise, à l'instar de la Royal Society, dans les sciences naturelles; là où le premier se consacre largement à rendre compte des livres savants, le second opte pour des relations et lettres vouées à telle découverte scientifique.

Ce point de départ est bien connu mais il n'existe pas encore d'analyse comparative des deux périodiques ni d'étude linguistique systémique fonctionnelle. David Banks définit un corpus fondé sur un échantillon pour les années 1665, 1675, 1685 et 1695, soit 77.295 mots pour les »Philosophical Transactions« et 66 447 mots pour le »Journal des Sçavans«. Il y étudie la structure thématique, l'expression de la transivité, de la modalité et de la nominalisation. Tandis que le »Journal des Sçavans« s'attache plus aux personnes, aux processus mentaux cognitifs



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

et aux questions morales, les »Philosophical Transactions« s'appliquent plus aux choses et aux objets, aux perceptions et aux problèmes de la nature physique.

On cherche en vain une nouvelle idée dans l'ouvrage de David Banks. Il fournit des statistiques précieuses, mais qui confirment tout simplement le caractère polymathe du périodique français, et plus spécialisé dans les sciences naturelles du journal anglais. Il n'explicite pas non plus les sauts premiers de son analyse: comment il passe de l'idée d'une étude de la langue scientifique (qu'il caractérise finalement peu) à l'analyse de textes – la langue scientifique n'inclut-elle pas aussi une parole, ce qui nécessiterait d'élargir l'étude à des cas concrets de discussions de problèmes, voire de polémiques? Certaines explications ne sont pas probantes, ainsi la prédilection pour l'»extrait« ou compte rendu de livres dans le périodique français rapportée à la volonté du pouvoir, présenté comme de fait centralisé, de contrôler la pensée, donc le contenu des livres. On pourrait rappeler que la science, même parmi les membres de la Royal Society, reste une science livresque. Sur Colbert, on peut enfin consulter de la bibliographie postérieure à 1941 ...

Il n'en reste que nos moyens techniques actuels permettent de manier études qualitatives et quantitatives, et de jeter des ponts plus nombreux et plus larges entre histoire et linguistique. On souhaite donc ardemment un prolongement historique à l'analyse pionnière de David Banks.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Anette Baumann, Joachim Kemper (Hg.), Speyer als Hauptstadt des Reiches. Politik und Justiz zwischen Reich und Territorium im 16. und 17. Jahrhundert, Berlin, Boston, MA (De Gruyter) 2017, VIII–249 S., zahlr. Abb. (bibliothek altes Reich, 20), ISBN 978-3-11-049981-0, EUR 59,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Astrid Ackermann, Jena

Das Speyer der Frühen Neuzeit ist ein vernachlässigter Ort. Auch anlässlich der Beisetzung des verstorbenen Altbundeskanzlers Kohl im Sommer 2017 kam vorrangig die Bedeutung des mittelalterlichen Speyer zur Sprache, obgleich die Reichsstadt als Sitz des Reichskammergerichts (1527 bis 1689) und Veranstaltungsort mehrerer Reichstage des 16. Jahrhunderts für das Alte Reich bedeutsam war. Der vorliegende Band thematisiert diesen »Zentralort des Reiches« (S. 11), die Stadt selbst wie ihr regionalpolitisches Umfeld.

Der von Siegrid Westphal zu Beginn vorgeschlagene Analyseansatz – eine Verbindung der Theorie der zentralen Orte (Walter Christaller) mit der Netzwerkanalyse – erscheint auch für andere Städte und Regionen instruktiv. Er ermöglicht es, Veränderungen und »Konjunkturen von Zentralität eines Ortes« (S. 15) zu erfassen. Die Ansiedlung des Reichskammergerichts und die Abhaltung von Reichstagen waren eine Chance für Speyer, den ab 1500 spürbaren wirtschaftlichen und religiösen Bedeutungsverlust zu kompensieren. Während der Einfluss der Reichstage jedoch nur vorübergehend war, brachte das Gericht eine stetige Relevanz und »strukturelle [...] Zentralität« (S. 21). Eva Ortlieb, die sich der Stadt als Tagungsort des kaiserlichen Hofrats unter Karl V. widmet, greift diesen Ansatz explizit auf. Der Hofrat zog im Reich mit dem Kaiser mit; nachweisbar wurde Speyer vor allem 1544 und teils 1550 zu seinem Tagungsort. Bei Reichstagen war damit eine weitere Institution in der Stadt, die Angelegenheiten des Reichs verhandelte. Dies habe zu verstärkten Interaktionen geführt und Speyer als Ort des Reiches bekannt gemacht. Auch hier zeige sich der zeitliche Aspekt von Zentralität im Reich.

Im vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts sei die Stadt sogar »das Reich« gewesen, postuliert Gabriele Haug-Moritz. Da in diesen Jahren kein Reichstag zusammentrat, habe sich das Reich nur in Speyer »als institutioneller Handlungszusammenhang konkretisiert« (S. 24). Haug-Moritz' Thema sind die Religionsprozesse am Reichskammergericht in dieser Zeit. Dessen Rechtsprechung sei zunehmend politisch brisant geworden, es habe aber nicht »die innerweltlichen Folgeprobleme der religiösen Pluralisierung rechtlich [...] sanktionier[t]« (S. 34). Das Reichskammergericht steht gleichfalls im Zentrum der Untersuchung von Anette Baumann. Es geht um dessen Visitationen und um sein Funktionieren. Während die von Karl V. entsandten Kommissare über teils nicht ausreichend befähigtes, teils korruptes Personal berichteten, habe das Gericht unter Maximilian II. und Rudolf II. zuverlässig gearbeitet. Es wurde nun vom Reichshofrat kontrolliert.

Yves Huybrechts betont die Bedeutung des Speyrer Reichstags von 1570: Er habe angesichts der Krise in den Niederlanden und entgegen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

der Entwicklung unter Philipp II. zu einer verstärkten Integration des Burgundischen Reichskreises ins Reich geführt.

Der zweite Teil des Bandes zur Reichsstadt Speyer bietet vorrangig Überblicke. Der Band will allerdings nicht zuletzt zur weiteren Beschäftigung mit den Beziehungen zwischen den Ebenen Stadt, Land und Reich anregen und viele Beiträge gehen daher dezidiert auf die Quellenlage und mögliche Forschungsfragen ein. Joachim Kemper stellt Literatur und Quellen zur frühneuzeitlichen Stadtgeschichte vor und bringt Informationen zum Stadtbild und zur Sozialstruktur, beantwortet freilich nicht seine Frage, ob Speyer zwischen der Reformationszeit und 1689 in »Passivität und einer selbstzufriedenen reichsstädtischen Beschränkung« verharrte (S. 88). Martin Armgart fragt, wie (konfliktreich) sich die Beziehungen zwischen den Angehörigen des Reichskammergerichts und den Stadtbürgern gestalteten. Negativ aus Sicht der Bürger musste sein, dass die Kameralen gern in eigener Sache geklagt hätten und ihre Anwesenheit den Immobilienmarkt beeinflusst habe; nicht zuletzt aber hätten sie Geld in die Stadt gebracht. Dem Vorschlag Westphals entsprechend, auch das Selbstverständnis einer Kommune in den Blick zu nehmen, geht es Anja Rasche um bauliche Reste des Reichsgerichts in Speyer, die jedoch im Pfälzischen Erbfolgekrieg weitgehend vernichtet wurden. Sie wertet daher bildliche Quellen des 18. Jahrhunderts aus; einige schöne Abbildungen machen dies greifbar.

Unter der Rubrik »Speyer und die Nachbarn« stehen das Bistum und Hochstift Speyer, das Verhältnis zwischen der Stadt und dem Bischof und das regionalpolitische Kräfteverhältnis am Mittelrhein im Mittelpunkt. Hans Ammerich untersucht die Reformen im Sinne des Trienter Konzils unter Bischof Eberhard von Dienheim, der vor allem beim Klerus ansetzte. In der Seelsorge für die Reichskammergerichtsangehörigen wurden die Jesuiten tätig, gegen die der reichsstädtische Rat freilich vorzugehen versucht habe. Insgesamt habe die Anwesenheit der Reichsinstitutionen in der seit 1540 prinzipiell protestantischen Stadt für die katholische Minderheit einen Schutz dargestellt. Das konfliktreiche Verhältnis zwischen den Bischöfen und der Stadt macht Andreas Deutsch erhellend am Ringen zwischen beiden um den Vollzug hochgerichtlicher Urteile deutlich. Den Bischöfen war ein Rest ihrer ursprünglichen Gerichtsgewalt über die Stadt verblieben: Sie hatten den Scharfrichter zu stellen und nutzten dies politisch. Nicht selten seien die Streitigkeiten vor den Reichsgerichten gelandet.

Alexander Jendorff betrachtet in einem sehr dichten Text das mittelrheinische Umfeld Speyers im konfessionellen Zeitalter und nimmt differenziert die dortigen Akteure und ihr Verhältnis zueinander in den Blick. Um die »altreichische Regionalpolitik« (S. 190) zu erschließen, sei die Reichskreisforschung nicht weiterführend. Die betreffenden Reichsstände seien schließlich verschieden konturierte und verfasste, sich wandelnde, durchaus instabile und von unterschiedlichen dynastischen Zielen bestimmte Herrschaftsgebilde gewesen. Die vielfach überkommenen Konfliktfelder zwischen ihnen hätten sich durch die Reformation zwar verschoben, die Fronten seien indes nicht anhand der konfessionellen Linien verlaufen. Auch diese Akteure nahmen das Reichskammergericht vielfach in Anspruch und nutzten das »Recht als politische Waffe« (S. 225).

Es folgen noch zwei in erster Linie Quellen vorstellende Beiträge. Hans-Helmut Görtz verweist auf das Kammergerichtspersonal in



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Speyrer Taufbüchern und die darin sichtbar werdenden Netzwerke, Sylvia Kabelitz stellt die Autografen- und Kupferstichsammlung Kestner der Universitätsbibliothek Leipzig vor, die zahlreiche das Reichskammergericht betreffende Dokumente enthält.

Dem Band hätte teilweise ein verstärktes Lektorat gut getan. Das gilt im Hinblick auf fast wörtliche Wiederholungen (S. 152ff., 165f.), ein höchst langsames argumentatives Voranschreiten (S. 129 zum Nutzen, bestimmte Dokumente im Original anzusehen) oder die angebliche Redewendung »Lauch läßt man nicht sprießen« (S. 61). Der Titel selbst macht neugierig, birgt aber zumindest das Risiko, missverstanden zu werden, als habe die Stadt auch eine formelle Hauptstadtfunktion eingenommen. An manchen Stellen ist vorrangig von einer Bestandsaufnahme zu sprechen. Die drei Hauptfacetten sind indes wichtig: Speyer als Ort der Interaktion des Reiches (was manche Konflikte prägte), das Reichskammergericht der Speyrer Zeit sowie die wechselseitigen Einflüsse zwischen beiden. Dazu ist auf jeden Fall auch Baumanns Vorschlag weiterführend, den von einigen Autoren gewählten akteurszentrierten Ansatz intensiver zu verfolgen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gilles Bertrand, Anne Cayuela, Christian Del Vento, Raphaële Mouren (dir.), Bibliothèques et lecteurs dans l'Europe moderne (XVII–XVIII siècles), Genève (Librairie Droz) 2016, 532 p. (Bibliothèque des Lumières, 88), ISBN 978-2-600-04703-6, EUR 58,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Isabelle Bosch, Osnabrück/Wolfenbüttel; Katharina Gietkowski, Osnabrück/Wolfenbüttel

Bibliotheken als Orte gespeicherten Wissens rücken zunehmend in den Fokus verschiedener Disziplinen und werden aus dem Blickwinkel aktueller Forschungsfelder, wie der Wissensgeschichte, der Ideengeschichte, des Kulturtransfers oder der Genderforschung analysiert. Zur Grundlagenarbeit gehört zunächst die Erschließung der Bestände, die selten im Original erhalten sind und indirekt wieder zusammengeführt werden müssen. Bevor verallgemeinernde Thesen formuliert werden können, muss sich dem Forschungsfeld Bibliothek über Fallstudien genähert werden. Wie lohnenswert die Bibliotheksforschung für zahlreiche Disziplinen der Frühneuzeitforschung sein kann, wird exemplarisch durch Wolfgang Adams¹ literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Bibliothek Michel de Montaignes ersichtlich.

Der Geschichte von Bibliotheken, vom Beginn des Sammelns über die Benutzung bis hin zur Auflösung, widmet sich dieser Band mit dem weit gefassten Titel »Bibliotheken und Leser im Europa der Frühen Neuzeit«. Er umfasst 22 französischsprachige Beiträge verschiedener Disziplinen. Der nach Jahrhunderten strukturierte Sammelband wird ergänzt durch Autoreninformationen, ein Personenregister und ein Abbildungsverzeichnis. Der thematische Einstieg des Bandes wird durch Abstracts erheblich erleichtert.

Gilles Bertrand und Anne Cayuela führen in der Einleitung unter dem Titel »Ordnung und Unordnung der Bibliotheken im europäischen Raum der Frühen Neuzeit« in die Beiträge des Sammelbandes ein. Im Fokus stehen die Beziehungen zwischen Leserschaft und Bibliotheken, die in fünf Phasen unterteilt werden: Während der erste Teil die zeitliche und geographische Dimension aufspannt vor deren Hintergrund Bibliotheken entstehen, stellt der zweite Teil die Erwerbung und den Buchbesitz in den Vordergrund. Der Besitz eines Buches repräsentiert den Wunsch des Eigentümers. Bibliotheken sind somit ein Spiegel des individuellen Geschmacks, die neben Drucken und Handschriften schmückende Elemente wie Karten, Globen und Grafiken enthalten. Der Besitz kann auf das Leben des ursprünglichen Käufers begrenzt sein oder Teil einer Sammlung werden, die über Generationen hinweg geformt und weiterentwickelt wird.

¹ Wolfgang Adam, Bibliotheksforschung als literaturwissenschaftliche Disziplin, in: Stefan Alker, Achim Hölter (Hg.), Literaturwissenschaft und Bibliotheken, Göttingen 2015, S. 67–92.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Drittens werden der Gebrauch und die Funktion von Bibliotheken behandelt: Neben einem Treffpunkt und einem Ort zum Arbeiten und Studieren kann eine Bibliothek auch als Instrument der Repräsentation oder Legitimation dienen. Die Funktion, die eine Bibliothek erfüllen soll, ist ausschlaggebend für die Auswahl, die Organisation oder Präsentation der Bücher. Die vierte Phase bildet die Nutzbarmachung der Bibliothek als Arbeitsinstrument, bei der die Klassifikation und Aufstellung wesentliche Werkzeuge sind, die wiederum die Denkweise der Zeit spiegeln. Im Kontext von Zerstörungen und Zerstreuungen von Bibliotheksbeständen kommen die Autoren fünftens auf die Unterschiede von realen und imaginierten Bibliotheken zu sprechen, wobei imaginierte Bibliotheken sich auf die möglichen Quellen von Autoren und die Praxis des Exzerpierens beziehen.

Die Aufsätze des Sammelbandes sind wiederum zunächst nach Jahrhunderten in zwei Hauptteile und innerhalb dieser thematisch in Kapitel untergliedert. Der Besitz, die Benutzung und die Zirkulation europäischer Bücher in dem Zeitraum von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts bilden die thematische Klammer der Beiträge im ersten Teil des Bandes.

Das erste Kapitel beleuchtet die politische Seite von Bibliotheken. Barbier betrachtet den gesamteuropäischen Kontext anhand von Schicksalen von Bibliotheken im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges. Pedro Rueda Ramírez untersucht den Aspekt der Buchzirkulation durch Reisende zwischen Spanien und Amerika. Die politische Dimension einer Fürstenbibliothek wird in De Pasquales Beitrag zur Familienbibliothek des Fürsten Charles Emmanuel von Savoyen deutlich.

Die Lektüre und der Gebrauch von Büchern stehen im zweiten Kapitel im Mittelpunkt. Marie-Pierre Laffitte beleuchtet anhand verschiedener Quellen die Funktion und den Gebrauch der Bibliothek Colberts. Anne Beroujon widmet sich der Bibliothek der Familie Pianello de La Valette, der Grundlage für ihre familiäre und adelige Identifikation. Arredondo geht von der Gattung der *novelas del siglo de oro* aus und weist ihre Rezeption in den wichtigsten spanischen Bibliotheken nach. Die Gründung der Bibliothek des Klosters Santa Maria del Fiume in Dongo bildet den Mittelpunkt von Giancarlo Petrellas Forschung.

Die Konstitution und Dispersion von Bibliotheken stehen im dritten Kapitel im Zentrum. Anhand ihrer Studie über die Bibliothek des Florentiner Humanisten Pietro Vettori (1499–1585) gibt Raphaële Mouren Einblick in ein europäisches Netzwerk eines Humanisten zu Beginn der *république des lettres*. Mithilfe von zwei Publikationen des 17. Jahrhunderts zum Musæum Septalianum versucht Rozzo die Bibliothek der Familie Settala in Mailand zu rekonstruieren. Im Vergleich der Bibliotheken der Pariser Humanisten Dupuy und De Thou macht Ragei den Einfluss von persönlichen Sammlungsintentionen auf zwei Büchersammlungen mit denselben thematischen Schwerpunkten sichtbar. Andrea Bruschi geht der Frage nach der intendierten Auflösung der 11 000 Bände umfassenden Buchsammlung des Gelehrten Étienne Baluze (1630–1718) nach, der testamentarisch verfügte seine Bücher nach seinem Tod auf einer Auktion zu veräußern.

Der zweite Hauptteil vereint die Beiträge unter dem Aspekt der Wissensverbindungen zwischen Spanien, Deutschland, Frankreich und Italien im 17. und insbesondere im 18. Jahrhundert. Die europäische Zirkulation von Büchern stellt die Thematik des vierten Kapitels. Die Beiträge von Juan Montero und Carlos Alberto González Sánchez sowie



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dominique Varry fokussieren sich auf Individuen und ihre Bibliotheken, analysiert vor einem nationalen sowie internationalen Hintergrund. Marina Roggeros Perspektive unterscheidet sich grundlegend von dieser Herangehensweise. Sie verfolgt den Zugang und das Verhältnis der Öffentlichkeit zu Büchern im Falle Italiens.

Im fünften Kapitel wird die Bibliothek als Ort der Konstruktion von literarischen und wissenschaftlichen Imaginationen betrachtet. Montesquieu wird hierbei in zwei Beiträgen thematisiert, in einer allgemeinen Auswertung (Catherine Volphilac-Augers) und im Kontext seiner Reisebücher (Eleonora Barria-Poncet). Christian Del Vento wendet sich der Bibliothek der Schriftsteller zu, die anhand Vittorio Alfieris Büchersammlung und seiner Vita illustriert wird. Die Öffnung der Bibliotheken wird anhand von François de Paule Latapies Besuchen von 56 europäischen Bibliotheken im Beitrag von Gilles Montègre beleuchtet.

Abschließend widmet sich der Sammelband dem Thema des bibliophilen Erbes. Anhand eines Auktionskataloges analysiert Rege die Privat- und Arbeitsbibliothek des in Kassel tätigen Architekten Simon-Louis Du Ry. Der Florentiner Giuseppe Pilli Bencivenni war Autor eines Handschriftenjournals, das zwischen 1748 und 1803 täglich erschien und für Macé als Grundlage dient, die »reale« Bibliothek Bencivennis zu rekonstruieren. Als ideale Bibliothek werden von Alain Henriot und Pierre Voisin die Sammelbände des Adligen Charles-André d'Allois d'Herculais (1746–1808) vorgestellt, der zeitlebens Extrakte seiner Lektüre verfasste und so eine tragbare Bibliothek erstellte. Gilles Bertrand und Béatrice Kalfoun ordnen die Privatbibliothek des Marquis de Vaulserre (1773–1849) als globale Vision des Wissens in eine von ihm imaginierte Geographie, in der Italien einen zentralen Platz einnimmt.

Insgesamt betrachtet setzt sich der Sammelband trotz des bewussten Ausschlusses Englands einen weitreichenden geografischen sowie zeitlichen Rahmen. Diesem Anspruch begegnet er mit Mikrostudien sowie Beiträgen, die sich über Ländergrenzen und Jahrhunderte erstrecken. Dadurch wird eine multiperspektivische Analyse von Bibliotheken der Frühen Neuzeit möglich.

Der Verfasserin und dem Verfasser der Einleitung gelingt es leider nur partiell die Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Bibliotheken und Lesern herauszuarbeiten. Die im Ansatz spannenden Thesen werden selten ausformuliert und mit grundlegender Forschungsliteratur unterfüttert. So dürfte beispielsweise bei dem Vergleich der Bibliothek mit einem lebendigen Körper (»corps vivant«, S. 20) ein Verweis auf William Sherman², Umberto Eco³ und Alain Dierkens⁴, die sich mit den vielfältigen Wechselbeziehungen zwischen Bibliotheken und ihren Lesern auseinander setzen, nicht fehlen. Darüber hinaus bezieht sich die Einleitung nur auf eine Auswahl der folgenden Aufsätze und beschränkt sich in diesen Fällen häufig auf punktuelle Verweise.

² William H. Sherman, *A Living Library: The Bibliotheca Mortlacensis Revisited*, in: ders.: *John Dee. The Politics of Reading and Writing in the English Renaissance*, Amherst, MA 1995, S. 29–52.

³ Umberto Eco, *Riflessioni sulla bibliofilia*, Mailand 2001.

⁴ Alain Dierkens, *Les humanistes et leur bibliothèque: Quelques considérations générales*, in: Rudolf De Smet (Hg.), *Les humanistes et leur bibliothèque. Actes du colloque international, Bruxelles, 26–28 août 1999, Leuven u. a. 2002*, S. 259–267.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Die hier versammelten Fallstudien eine wichtige Annäherung an die Beziehung zwischen Bibliotheken und ihrer Leserschaft. Die interdisziplinäre Herangehensweise erlaubt eine Bearbeitung aus verschiedenen Perspektiven und eine Verwendung unterschiedlichster Quellen. Dieser fruchtbare Ansatz zur Erforschung von Bibliotheken in der Frühen Neuzeit macht diesen Sammelband zu einem wichtigen inhaltlichen Beitrag der Bibliotheksforschung.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dagmar Blaha, Christopher Spehr (Hg.), Reformation vor Ort. Zum Quellenwert von Visitationsprotokollen. Beiträge der Tagung des Projektes »Digitales Archiv der Reformation« und des Lehrstuhls für Kirchengeschichte der Friedrich-Schiller-Universität Jena am 26. und 27. November 2014 in Jena, Leipzig (Evangelische Verlagsanstalt) 2016, 286 S., zahlr. s/w Abb. (Schriften des Thüringischen Hauptstaatsarchivs Weimar, 7), ISBN 978-3-374-04162-6, EUR 48,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jens Kunze, Wermsdorf

Ein wesentliches Instrument zur flächendeckenden Durchsetzung der Reformation waren die vom jeweiligen Landesherrn angeordneten Visitationen. Systematisch wurden die Kirchengemeinden durch Beauftragte der evangelischen Landesfürsten besucht. Bei den oft mehrtägigen Aufenthalten der Visitatoren wurden u. a. die ordnungsgemäße Verkündigung der neuen Lehre, Lebens- und Amtsführung von Pfarrern und anderen kirchlichen Mitarbeitern, die finanzielle Ausstattung der Kirche sowie das Gemeindeleben überprüft. Die Ergebnisse wurden in Visitationsprotokollen festgehalten, die damit eine detaillierte Momentaufnahme der wirtschaftlich-sozialen Lage und des Bekenntnisstandes in den Pfarreien zur Zeit des konfessionellen Umbruchs liefern.

Die hier vorgestellte Publikation enthält Beiträge und den Abendvortrag der gemeinsamen Tagung des Projektes »Digitales Archiv der Reformation« und des Lehrstuhles für Kirchengeschichte der Friedrich-Schiller-Universität Jena, die unter dem Thema »Reformation vor Ort. Zum Quellenwert von Visitationsprotokollen« 2014 in Jena stattfand.

Insgesamt dreizehn Autoren beschäftigen sich vor allem mit den Protokollen der ersten protestantischen Visitationen in den mitteldeutschen Territorien. Unter unterschiedlichen Gesichtspunkten beurteilen sie den Quellenwert dieser wichtigen Dokumente aus dem 16. Jahrhundert. Die einzelnen Beiträge sind in sich schlüssig, ergänzen sich gegenseitig und fügen sich zu einem gut konzipierten Sammelband zusammen, der den großartigen Informationsgehalt der Visitationsprotokolle an verschiedenen Beispielen anschaulich darlegt. Da im Folgenden nicht auf alle Aufsätze ausführlich eingegangen werden kann, hat der Rezensent eine persönliche Auswahl getroffen, die einige wichtige Aspekte der Auswertung der Visitationsprotokolle besonders hervorheben soll.

Der erste Beitrag, verfasst vom Mitherausgeber Christopher Spehr, stellt Luthers Kirchenverständnis und seine Sicht auf die Visitationen vor. Zunächst sah Luther nicht die Notwendigkeit einer Reglementierung des Gemeindelebens. Er wollte die Gemeinde stärken und ihr die richtige Auslegung der Bibel ermöglichen. Spätestens seitdem die Differenzierung in verschiedene Reformationsansätze zunahm,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

empfahl auch er situativ-regulative Maßnahmen und plädierte für kirchenordnende Eingriffe der landesherrlichen Obrigkeit.

Christoph Volkmar betrachtet vor allem die Akteure und Interessenlagen der frühen Visitationen und mahnt zu einer quellenkritischen Betrachtung der Visitationsprotokolle. In dem er sich auf die Akteure konzentriert und die Protokolle in den Kontext lokaler Quellen einordnet, schafft er es, vielfältige Konflikte und Interessenlagen offenzulegen. Eine Herangehensweise, die Schule machen sollte.

Vor allem am Beispiel der Visitation in Eisenach 1525 hebt auch Joachim Bauer hervor, wie sich die frühen Visitationen aus dem jeweiligen Kontext ergaben und durchaus nicht immer dieselben Ziele verfolgten, sondern territorial und zeitlich differierende Herrschaftsinstrumente waren. Erst mit der Veröffentlichung des »Unterrichts der Visitatoren« setzte ein Prozess der Normierung von Visitationen ein.

Annette Scherer verdeutlicht, dass Kenntnisse der Organisation, des Ablaufs und der Akteure der Visitationen unerlässlich sind für einen quellenkritischen Umgang mit den Protokollen. Das trifft besonders auf die Protokolle aus der Zeit vor 1527 zu, als mangels einheitlicher Instruktionen der Ermessensspielraum der Visitatoren noch sehr groß war.

Martin Sladeczek erläutert, wie die Dörfer durch zahlreiche Bitten und Beschwerden an die Landesherrschaft wegen schlechter seelsorgerischer Versorgung, großer Baulasten, ungünstiger Einpfarrungen und anderer örtlicher Probleme indirekt, aber spürbar Einfluss auf ein neues Kirchenregiment nahmen. Stefan Michel nimmt sich der bisher kaum beachteten Klostervisitation von 1526 an und sieht darin planvolles Handeln des Kurfürsten, der schon zu einem frühen Zeitpunkt anstrebte, die Klöster in die Reformation einzubeziehen, und deswegen zunächst eine Bestandsaufnahme als notwendig erachtete. Vicky Rothe zeigt anhand der ersten beiden Visitationen im Amt Wittenberg 1528/1529 und 1533/1534 zum einen, welche Probleme in den Dörfern existierten und wie sich reformatorisches Gedankengut durchzusetzen begann. Zum anderen lässt sie erkennen, dass Visitationsprotokolle als Quelle für das tatsächliche Alltagsleben in den Dörfern an ihre Grenzen stoßen. Dazu müssen andere Quellen als Ergänzung herangezogen werden. Das unternimmt Antje Cornig in ihrem Beitrag zur ersten Visitation in Wittenberg, in dem sie unter anderem die Rechnungen des Gemeinen Kastens analysiert, um Visitationsvorgänge zu rekonstruieren, deren Protokolle nicht mehr vorliegen. Neben den zahlreichen Einsichten zur praktischen Umsetzung der Reformation in der Stadt und zur aktiven Rolle des Stadtrates und der Universität ist es besonders die intensive Auswertung der Quellen, die diesen Beitrag – nach Meinung des Rezensenten – zum interessantesten des hier vorgestellten Buches macht.

Friedhelm Gleiß betrachtet die mit der Reformation im Zusammenhang stehenden Umbrüche in der Pfarrerschaft. Dazu nutzt er Visitationsprotokolle von 1528/1529 und 1556, wobei er auch eine Entwicklung in den Anforderungen an die Pfarrer erkennen kann. Die festgehaltenen Ergebnisse aus den Befragungen der Geistlichen und der Gemeinden zeigen, dass man zunächst die Durchsetzung gewisser Mindestanforderungen anstrebte. 1556 dagegen legten die Visitatoren großen Wert darauf, dass den Gemeinden die evangelische Lehre und Frömmigkeit vermittelt werden konnte. Indem die Anforderungen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

wachsen, nehmen auch die festgehaltenen Informationen zu, was den Quellenwert der Protokolle weiter erhöht.

Daniel Gehrt beleuchtet die bisher wenig beachteten Berichte der Weimarer Spezialvisitation des Jahres 1560. Zunächst skizziert er die Biografie des Bartholomäus Rosinus, der an der Spitze der Superintendentur Weimar stand und diese Visitation veranlasste, um dann die Visitation als Kommunikationsprozess und wechselseitigen Austausch von Informationen zu schildern, der zwischen verschiedenen Ebenen der Kirchhierarchie sowie mit der weltlichen Obrigkeit stattfand. Dass ihre Überlieferung hilft, die Buchbestände der Pfarrer zu erforschen, ist ein besonders interessanter Aspekt dieses Beitrages, der durch eine Beschreibung der Akten und einen Editionsteil ergänzt wird.

Der weitgehend auf mitteldeutsche Territorien gerichtete Blick wird durch die Beiträge von Wolf-Friedrich Schäufele und Christiane Schuchard erweitert, welche Visitationen im hessischen Raum – in kurzer Form auch katholische Visitationen – vorstellen bzw. die brandenburgische Perspektive ergänzen.

Im abschließenden Beitrag erläutert Dagmar Blaha Chancen und Grenzen von Quelleneditionen im digitalen Zeitalter und gibt Einblick in den Arbeitsstand des Projekts »Digitales Archiv der Reformation«. Ein Ziel dieses Projekts ist es, Visitationsprotokolle als zentrale Quellengruppe der Reformation über ein Internetportal virtuell zugänglich zu machen.

Die Aufsätze zeigen aus unterschiedlichen Blickwinkeln den Wert der Schriftzeugnisse für die wissenschaftliche Geschichtsschreibung und die Heimatgeschichtsforschung auf. Neue Herangehensweisen werden sichtbar, interessante Erkenntnisse tun sich auf. Deutlich wird aber auch, dass der Forschungsbedarf immer noch groß ist. Dieser Sammelband ist ebenso zu begrüßen wie der erleichterte Zugang zu den Protokollen durch das vorgestellte Digitalisierungsprojekt.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jacques-Olivier Boudon, L'Empire des polices. Comment Napoléon faisait régner l'ordre, Paris (La Librairie Vuibert) 2017, 331 p., ISBN 978-2-311-10119-5, EUR 21,90.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Gabriele Clemens, Saarbrücken

Das neue, rund 300 Seiten umfassende Buch von Jacques-Olivier Boudon, dem besten Experten des napoleonischen Empires in Frankreich, bietet einen konzisen Überblick für ein wichtiges Thema: die Polizei und die Gendarmerie. Nach dem 18. Brumaire machte es Napoleon sich zur Aufgabe, wieder Ruhe und Ordnung herzustellen und gleichzeitig die Gesellschaft zu kontrollieren. Hat sich die Forschung bisher vor allem auf die Polizeiarbeit bei den zahlreichen Verschwörungen und Komplotten konzentriert und den machtbewussten Polizeiminister Fouché immer wieder fokussiert, so verfolgt Boudon einen weiter gehenden Ansatz. Er intendiert, eine Überblicksgeschichte der Polizei mit zahlreichen Facetten zu bieten: Es werden also nicht nur der Aufbau und das Funktionieren der Institutionen, sondern auch die Akteure bis hinunter zum kleinen Gendarmen thematisiert. Ihre alltägliche Arbeit, die selten tödlichen Auseinandersetzungen mit den Delinquenten, vor allem aber der Kampf um die öffentliche Ordnung. Das sind die zentralen Themen des Buches: Verbrechensbekämpfung sowie öffentliche Sicherheit in ihren europäischen Dimensionen.

Napoleon übernahm die bereits während der Revolution und des Direktoriums geschaffenen Strukturen der Gendarmerie (1791) und der Polizei (1796/1798), versuchte diese aber im Laufe seiner Herrschaft durch mehr Hierarchie und Personalwechsel zu optimieren. Vor allem in den Reihen der Gendarmerie kam es nach 1800 zu politischen Säuberungen, viele Republikaner wurden entlassen. 1801 gab es annähernd 15 700 Gendarmen, auf dem Höhepunkt der Machtausdehnung des Empires waren es 30 600 Mann in 130 Departements, d. h. pro Departement durchschnittlich 235. Jeder Kanton sollte über eine Brigade verfügen, die aus einem Unteroffizier und je fünf Männern bestand, wobei ein Fünftel aller Kantone überhaupt keine Gendarmen zugewiesen bekamen.

Dass man so unmöglich die Landstraßen sichern und dauerhaft erfolgreich gegen die weit verbreitete Straßenräuberei von Hamburg bis nach Rom vorgehen konnte, liegt auf der Hand. Außerdem mussten die Gendarmen Passpflicht, Märkte und Messen kontrollieren. Eine ihrer Hauptaufgaben bestand darin, Deserteure zu verfolgen, wobei es hierbei nicht selten zu den folgenschwersten Konflikten mit der Bevölkerung kam. Widerstand und Tumulte bei Verhaftungen von Deserteuren waren Legion. Zwischen den Jahren VII und XIII entzogen sich 28% der Einberufenen dem Wehrdienst, danach fiel zwischen 1806–1810 ihre Zahl auf 13%, wobei ein starkes Nord-Süd-Gefälle zu beobachten ist: nördlich der Linie zwischen Nantes und Besançon desertierten weniger. Darüber hinaus galt es, eidverweigernde Priester zu verfolgen. Alles in allem war die Gendarmerie militärisch organisiert, sie war auch für die Überführung der Kriegsgefangenen und für Ruhe und Sicherheit innerhalb der Armee zuständig.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

In den Städten waren wiederum die Polizisten für die öffentliche Sicherheit verantwortlich. Auch ihr Pensum war enorm: In ihren Arbeitsbereich fielen die öffentliche Ordnung, die Reinheit der Straßen, Schlägereien, Selbstmorde, Kontrolle der Prostitution, die Arbeitsbücher der Arbeiter zu überwachen und Arbeiterproteste zu verhindern, ferner das Vagabundenwesen sowie Bettelei und Diebstähle. Eine zentrale Aufgabe der Polizei, vor allem in Paris, bestand weiterhin darin, politische Konspirationen zu verhindern, aufzudecken und zu verfolgen. Nach dem folgenreichsten Attentat auf Napoleon im Dezember 1800 wurden zunächst reflexartig die Jakobiner verdächtigt, schließlich aber eine royalistische Konspiration von katholischen Adligen aus der Bretagne aufgedeckt. In einer Reaktionswelle wurden 78 Royalisten verhaftet. Danach war die royalistische Bewegung dezimiert, sie landeten entweder im Gefängnis oder flohen ins Exil. Das Attentat wurde schließlich benutzt, um in der Öffentlichkeit Stimmung für Napoleon zu machen.

Schaut man sich die Karrierewege in den oberen Rängen von Polizei und Gendarmerie an, so wurden vor allem verdiente loyale Offiziere mit einträglichen Stellen versorgt. Netzwerke halfen und Nepotismus war an der Tagesordnung. Auf den unteren Rängen befanden sich ebenfalls zahlreiche ehemalige Soldaten. Alphabetisierung war Pflicht, weil zahllose Berichte zu schreiben waren. Diese bieten eine wunderbare Quelle für die Alltagsgeschichte, bergen aber auch zwei Probleme: zum einen ihre schier unüberschaubare Zahl und zum anderen muss der Aussagewert dieser »Beamtenlyrik« kritisch hinterfragt werden. Boudon reichert seine Darstellung immer wieder mit prosopographischem Material und Berichten seiner Akteure an.

In den annektierten Departements Westeuropas wurden Polizei und Gendarmerie genauso aufgebaut, hier galten ohnehin dieselben Gesetze wie im Interieur. Auffallend ist aber ihre größere Anzahl und die immer wieder diskutierte Frage, ob man einheimische Kräfte vor Ort einsetzen sollte, um vertrauensbildende Maßnahmen zu ergreifen, oder besser nicht, weil zu große Vertrautheit die Objektivität untergraben könnte. Insgesamt wurde die zweite Variante bevorzugt, so gab es etwa in den rheinischen Departements nur sechs Prozent einheimische Gendarmen. Für eine rasche Integration spricht, dass von 70% der verheirateten Gendarmen ein Drittel Rheinländerinnen geheiratet hat. Das Modell der napoleonischen Polizei wurde auch auf die Modellstaaten wie das Königreich Westphalen oder die Königreiche Italien und Neapel übertragen. Am wenigsten gelang die Bekämpfung des Bandenwesens in Kalabrien, weil hier auf keine Vorgängergendarmerie zurückgegriffen werden konnte. Auch im Königreich Westphalen war die Zeit zu kurz, um binnen weniger Jahre eine wirklich effektive Gendarmerie und Polizei aufzubauen.

Folgen wir Boudon, dann ist es Napoleon gelungen, in seinem großen Empire die wichtigsten Ziele zu erreichen: Ruhe und Ordnung wurden weitgehend bewahrt (abgesehen von Spanien, wo ein ständiger Kleinkrieg tobte), die politische Opposition im Keim erstickt, und auch die Bekämpfung des Bandenwesens wies Erfolge auf. Zu dieser Bilanz hat beigetragen, dass hohe Beamte lange in ihren Positionen blieben und eine zunehmende Professionalisierung stattfand. Offen bleibt am Ende dieses sehr empfehlenswerten Buches die Frage, ob das Nebeneinander von Polizei und Gendarmerie, also die Schaffung von polykratischen Strukturen und Kompetenzrängeleien zum Erfolg beitrug oder ihn eher untergrub.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Julius A. Chrościcki, Mark Hengerer, Gérard Sabatier (dir.),
Les Funérailles princières en Europe, XVIe–XVIIIe siècle.
T. 3: Le deuil, la mémoire, la politique, Rennes (Presses
universitaires de Rennes) 2015, 440 p., nombr. ill. en coul. et
en n/b (Histoire), ISBN 978-2-7535-4075-0, EUR 22,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Schmidt Saskia, Leipzig

Der vorliegende Band bildet den Abschluss des vom Centre de recherche du Château de Versailles und zahlreichen weiteren europäischen Kooperationspartnern getragenen Projektes »Les Funérailles princières en Europe«, das auf Tagungen in Krakau, Madrid und Versailles/Saint-Denis zwischen 2007–2009 um eine komparatistische Analyse der Sepulkralkultur europäischer Eliten in der Frühen Neuzeit bemüht war. Die Ergebnisse dieser Treffen mündeten in einer dreibändigen Buchreihe, die in dem im Sommer 2015 erschienen Band mit dem Titel »Le deuil, la mémoire, la politique« schließlich ihren Abschluss fand. Dabei wurde nicht nur praktisch, wie ein Blick auf die Tagungsorte und Beitragenden erkenntlich werden lässt, ein geografisch weiter Bogen geschlagen, auch auf inhaltlicher Ebene ist dieser breite und ambitionierte Horizont merklich: Mit dem Erscheinen der Beiträge wird erstmals ein Europa umfassendes Panorama frühneuzeitlicher Sterbe-, Begräbnis- und Memorialkultur geboten, das synchrone wie diachrone Vergleiche ermöglicht und generelle Tendenzen wie signifikante Abweichungen offenlegt.

Ein Ausgangspunkt für das Vorhaben stellte die kritische Auseinandersetzung mit der von Ralph Giesey¹ aufgestellten These, dass mit dem Ende der Renaissance von einem Verschwinden royaler bzw. fürstlicher Trauerfeierlichkeiten auszugehen ist, dar. Aufgezeigt werden konnte, dass anstelle eines Verschwindens vielmehr vielfältige Mutationen auftraten (vgl. S. 397). Während sich der 2012 erschienene erste Band den Ritualen der Begräbnis- und Begängnisakte verschiedener hochadeliger bzw. royaler Vertreterinnen und Vertreter widmete, legte der 2013 erschienene zweite Band den Fokus auf die Gestaltung der Grablegen und Grabmalensembles der Oberschichten. Wurde für die Schwerpunkte der beiden vorhergehenden Bände in den vergangenen Jahren bereits in verschiedenen Disziplinen intensive Forschungsarbeit geleistet², die durch die einzelnen Beiträge der Bände weiter bereichert wird, so zeichnet sich der jüngst erschienene Band durch große inhaltlich-thematische wie methodische Innovativität aus:

¹ Ralph Giesey, *The Royal Funeral Ceremony in Renaissance France*, Genf 1960.

² Hinsichtlich der Gestaltung von Begräbnissen und Grablegen europäischer Eliten sei hier exemplarisch verwiesen auf: Mark Hengerer (Hg.), *Macht und Memoria. Begräbniskultur europäischer Oberschichten in der frühen Neuzeit*, Köln, Weimar, Wien 2005; Inga Brinkmann, *Grabdenkmäler, Grablegen und Begräbniswesen des lutherischen Adels. Adelige Funeralrepräsentation im Spannungsfeld von Kontinuität und Wandel im 16 und beginnenden 17. Jahrhundert*, Berlin 2010.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ausgeleuchtet werden sollen die sich dem Versterben von Angehörigen europäischer Eliten anschließenden und von einer großen und oftmals über das eigene Territorium hinausragenden Öffentlichkeit rezipierten Inszenierung der Trauer sowie die öffentliche Kommunikation des Todesfalls in ihrer dynastischen, politischen und sozialen Bedingtheit und Tragweite. Gefragt wird dabei unter anderem nach den Methoden und Strategien der Überbringung der Todesnachricht wie reziprok der Kondolenzübermittlung. Ebenso Beachtung erfährt aber auch die Einbindung und Anteilnahme der Bevölkerung in die Trauer und längerfristig in das öffentliche Gedenken an die verstorbene Person.

Einer kurzen Einleitung der Herausgeber (S. 7–10) und einer knappen Einführung von Mark Hengerer und Gérard Sabatier in die Thematik des vorliegenden Bandes (S. 11–14) folgend, widmet sich die erste Sektion (S. 17–96) dem Herrschertod als Medienereignis und fragt nach den Strategien, Trägern und Ausdrucksformen der Kommunikation von royalen beziehungsweise fürstlichen Todesfällen und Trauerfeierlichkeiten außerhalb des Territoriums des Verstorbenen. Die fünf Beiträge bieten ein differenziertes, vom frühen 16. bis in das 18. Jahrhundert reichendes, geographisch breitgefächertes Bild und zeigen, dass die Kommunikation eines Todesfalls regional starken Variationen unterlag. Während anlässlich des Todes von Vertretern des Hauses Habsburg während der gesamten Frühen Neuzeit aufwändige Bildwerke, wie diese Friedrich Polleross aus kunsthistorischer Perspektive in seinem Beitrag »La gravure et la diffusion de la mort des Habsbourg« (S. 77–96) untersucht hat, angefertigt wurden, sind für Frankreich der Ausgang von schlichten Depeschen belegt, wie die Studie von Ricci (S. 17–27) zur Kommunikation der Todesfälle französischer Monarchen im Renaissanceitalien deutlich macht. Dass jedoch auch vergleichsweise neue Informationsträger wie die Zeitung im 18. Jahrhundert eine gewichtige Rolle in der Kommunikation von Todesfällen europäischer Eliten entwickelte, belegt die von Stéphane Haffemayer (S. 63–76) vorgelegte Auswertung von ausgewählten an europäischen Höfen populären Periodika.

Die folgende Sektion nimmt die Trauer um den verstorbenen Monarchen in dessen eigenem Territorium in den Blick. Die Beiträge von Leonardo Carvalho-Gonçalves (S. 99–118) und Luis Javier Cuesta-Hernández (S. 119–142) wagen dabei auch Ausblicke auf die überseeischen Besitzungen der portugiesischen Krone in Goa wie der spanischen Krone auf dem amerikanischen Kontinent im 16. Jahrhundert, die erst mit erheblichen zeitlichen Verzögerungen von Monaten oder gar Jahren, die Kunde vom Tod des Souveräns, dessen Macht einzig durch einen Stellvertreter ausgeübt wurde, vernahmen.

Anlässlich des von Leonardo Carvalho-Gonçalves untersuchten Todes Manuels I. stand der königliche Gouverneur Duarte de Menzes in der portugiesischen Besitzung Goa vor der schwierigen Aufgabe, Trauerfeierlichkeiten anzusetzen für die auf keinerlei Vorbilder zurückgegriffen werden konnte und die einem Monarchen galten, von dem fernab des europäischen Kontinents lediglich eine abstrakte Vorstellung herrschte. In aufwändigen und prunkvollen Trauerzeremoniellen wurde dabei die Integration der in ihrer Gesamtheit äußerst heterogenen goanischen Bevölkerung, unabhängig von Herkunft, Geschlecht, Religion und sozialem Status (vgl. S. 112) angestrebt und der königliche Machtanspruch visualisiert.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Welche Möglichkeiten der Visualisierung und Kommunikation von Trauer den abseits der Regierungszentren ansässigen Untertanen auf dem europäischen Festland offenstanden, zeigen hingegen Ulrich Niggemann (S. 143–160) anlässlich des Todes Wilhelms III. von England im Jahre 1702 sowie Bernard Hours (S. 161–175) für die Todesfälle von Angehörigen der französischen Königsfamilie im 18. Jahrhundert. Im Kontext der zunehmenden Privatisierung royaler Begräbnisse (vgl. S. 143), wurden so in England die Aufgabe von *addresses* in Zeitungen populär, die es den Gemeinden erlaubten zu kondolieren und ihrer Trauer um den verstorbenen Monarchen Ausdruck zu verleihen.

Die dritte Sektion (S. 227–395) geht auf die anlässlich des Todes ausländischer Monarchen verfolgten Memorialstrategien ein und macht insbesondere auf deren innenpolitische Tragweite aufmerksam. In acht Einzelbeiträgen werden ausgehend vom 16. Jahrhundert und bis in das 19. Jahrhundert reichend unterschiedliche europäische Territorien näher betrachtet. So geht Jean-Marie Le Gall (S. 367–395) in seinem Beitrag »Une stratégie d'impérialisme dynastique : les pompes funèbres des souverains étrangers à Notre-Dame de Paris« auf die zwischen 1519 (Kaiser Maximilian I.) und 1781 (Kaiserin Maria-Theresia) in der Kathedrale Notre-Dame de Paris abgehaltenen Trauerakte für katholische Vertreterinnen und Vertreter verschiedener europäischer Herrscherhäuser ein. Die vorgenommene Analyse der für die Funeralakte in äußerster Exklusivität ausgewählten Verstorbenen ließ jedoch keinen Spiegel politischer wie dynastischer Beziehungen zu Tage treten, wie diese an den europäischen Höfen wechselseitig zelebriert wurden. Vielmehr illustrierten diese in der Betonung von Frieden und katholischer Einigkeit einen dynastischen Imperialismus, hinter welchem das Selbstverständnis des französischen Königshauses als Bürgen einer stabilisierenden Vormachtstellung im frühneuzeitlichen Europa sichtbar wird.

Kritisch angemerkt sei allenfalls, dass sich das den Einzelbeiträgen anschließende und das Projekt in seiner Gesamtheit würdigende Schlusswort (S. 397–402) von Gérard Sabatier und Mark Hengerer gemessen an Umfang und Inhalt der drei Bände recht knapp ausfällt. Personen- (S. 403–419) und Ortsregister (S. 420–425), eine Auflistung der Autorinnen und Autoren (S. 427), Bildnachweise (S. 429–435) sowie ein Inhaltsverzeichnis (S. 437–439) schließen sich den Darstellungen an und erleichtern den Interessierten die Handhabung des Bandes. Positiv zu erwähnen sind auch die teilweise auf Glanzpapier beigefügte Abbildungen, die ein genaues Studium des beigefügten Bildmaterials erlauben.

Eindrucksvoll und äußerst differenziert hat der vorliegende Band ausgeleuchtet, wie sich die Inszenierung und Bewältigung von Todesfällen der Eliten im Europa der Frühen Neuzeit zeitlich wie geographisch in großer Varietät gestalteten. Gleichfalls tritt jedoch auch zu Tage, dass eine zunehmende Bürokratisierung, die Indienstnahme für diplomatische Anliegen wie auch der Einsatz neuer medialer Techniken die Publikmachung wie auch die Trauer um die Monarchen und Angehörigen hoher Adelsdynastien im Europa der Frühen Neuzeit ganz entscheidend prägten. Der vorliegende Band ist in seiner Konzeption wie auch die vielseitigen und sich durchweg auf hohem Niveau bewegenden Einzelbeiträge sehr zu loben und leistet vielfältige Impulse für weitere Forschungen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Kathleen M. Comerford, Jesuit Foundations and Medici Power, 1532–1621, Leiden (Brill Academic Publishers) 2017, XVI–316 p., 4 fig., 11 tabl. (Jesuit Studies. Modernity Through the Prism of Jesuit Studies, 7), ISBN 978-90-04-28451-7, EUR 142,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Josef Johannes Schmid, Mainz/Manubach

Jesuiten und Jesuitengeschichte galten und gelten wohl in mancher Hinsicht immer noch als wenig neutrales Element der Historiographie. Im Zeitalter der Katholischen Erneuerung, des *renouveau catholique*, stand der Jesuit als quasi archetypisches Beispiel wiedererlangter oder zumal doch angestrebter zentralkirchlicher Autorität, wurde der Jesuitenorden als verlängerter Arm, mitunter sogar als Zentralinstrument päpstlicher Politik und Beeinflussung verstanden. Über die Jahrhunderte hinweg, bis hinein ins Zeitalter republikanischer Laizität und Bismarckscher Kirchenpolitik blieb dieses Feindbild eines suspekten erkatholischen Kämpfers erhalten, war der Orden in vielen Ländern dauerhaft oder erneut verboten; Restsedimente dieses Denkens finden sich bis hinein in die grundlegende Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts, als ein Paradebeispiel hierfür kann etwa Golo Manns Wallensteinbiographie von 1971 gelten.

In der angelsächsischen Welt verband sich diese Phobie mit realen Konfliktsituationen: während man im anglikanischen England scheinbar allüberall staatsbedrohende, zu jedem Verbrechen bereite Jesuiten in der Tradition des unglücklichen Gunpowder Plots von 1605 witterte, dominierte in den USA die protestantische Gründerangst, dass mittels des Ordens der katholische Einfluss im Lande generell und damit eine schrittweise Abhängigkeit von den Begehrlichkeiten des «Vatikans» befördert werde; Reste davon finden sich ebenfalls bis ins 20. Jahrhundert, am deutlichsten im Umfeld der Präsidentschaftskampagne Al Smiths 1928.

Auf der völlig entgegengesetzten Peripherie der Wahrnehmungslandschaft waren es aber auch US-amerikanische Forscher, welche mit als erste den immensen Wert des jesuitischen Kulturschaffens erkannten, besonders im Hinblick auf Architektur und Musik Mittel- und Südamerikas. Diese Tradition setzt(e) sich mit anderen Inhalten fort in zu den Arbeiten Robert Bireleys und mündet in das heutige Boston College – Institute for Advanced Jesuit Studies.

Vor dem Hintergrund dieses geistesgeschichtlichen Rezeptionspanoramas erscheint es besonders reizvoll, mit dem hier anzuzeigenden Titel ein Werk vorzustellen, welches eine angelsächsische Autorin einer überaus signifikanten, bislang aber wenig beachteten Region jesuitischen Schaffens widmet, nämlich den Ordensniederlassungen im Großherzogtum Toskana zwischen 1532 und 1621. Als unmittelbare Nachbarn des Kirchenstaates und – neben Venedig – größtem und bedeutendsten der einst zahlreichen nord- und mittellitalienischen Stadt- und Kleinstaaten kam der Toskana eine besondere Rolle innerhalb der sowohl geo-, wie auch kirchen- und kulturpolitisch enorm wichtigen hier behandelten Epoche zu.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Die Autorin wählt als Weg ihrer Darstellung völlig zurecht jenen, zunächst einmal die politischen, religiösen und vor allem lokalen Besonderheiten des 16. Jahrhunderts, also des hier auch so genannten »third Medici regime«, eindringlich vorzustellen und dabei den oben genannten Komponenten, vor allem der Beziehung zum Hl. Stuhl, einen besonderen Stellenwert einzuräumen. Dieses Gegenüber gipfelte 1569 in der Erhebung des 1530 bereits durch Karl V. als Herzogtum von kaiserlichen Gnaden und Autorität etablierten Gebietes zum *granducato* seitens des Papstes – einem politischen wie titularischen Novum. Sowohl der frischgebackene Großherzog wie auch der um Straffung der Kirchendisziplin und -einheit bemühte Nachfolger Petri befanden sich so in einem gegenseitigen Abhängigkeitsamalgam, das die Berufung der Jesuiten als Mittel- und Mittlerinstanz nahezu beschwor.

Diese Wechselwirkungen, aber auch die vorausgehenden und begleitenden politischen wie hierarchisch-kirchlichen Faktoren, in all ihrer Signifikanz und Folgewirksamkeit aufzuzeigen, ist die erhebliche, ja gewaltige Leistung des vorliegenden Bandes. Aufgrund der geschilderten ganz besonderen Ausgangslage konnten Vorarbeiten sowohl zum frühneuzeitlichen zentralen Fürstenstaat wie auch zum *renouveau catholique* nur bedingt als Vorgängermodelle herangezogen werden; das vielfache und in seiner Fülle den hier zur Verfügung stehenden Platz bei weitem sprengende Ergebnis musste von daher zwangsläufig entweder enttäuschend oder aber hochgradig spezifisch ausfallen. Eindeutig ist letzteres zu konstatieren: der Autorin ist es überzeugend gelungen, fokusartig das weite Feld soziokultureller wie religiös-politischer Beziehungsgeflechte zu beleuchten, ein Spektrum, welches neben den erwähnten Aspekten auch Dinge wie Bibliotheks- und Unterrichtswesen, aber auch Biografik und Prosopografik fundiert mit einschließt. Der umfängliche wissenschaftliche Apparat lässt die geleistete Arbeit deutlich werden, eine durchgehend angenehme Sprache und gut nachvollziehbare Argumentation unterstützen das Anliegen einer sichtlich engagierten Autorin.

Das ausgewogene Endergebnis einer tatsächlich für beide, besser: alle drei beteiligten Seiten zufriedenstellenden Bilanz hebt sich – wie aus dem Vorstehenden schon erkennbar – selbstredend deutlichst von den eingangs skizzierten Geisteslandschaften ab und reiht sich vielmehr in die Tradition von Robert Bireley, Johannes Maier und Michael Müller (um hier nur einige seriöse Vertreter der Jesuitenhistoriografie anzuführen) ein.

Bei aller Spezifität des untersuchten Gegenstandes mag der uneingeschränkt empfehlenswerte Band daher als allgemeines Modell zumal in dieser Hinsicht gelten. Eine weite Verbreitung, welcher der horrenden Preis allerdings entgegenstehen dürfte, sei ihm gewünscht.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jonathan Dewald (ed.), Status, Power, and Identity in Early Modern France. The Rohan Family. 1550–1715, Pennsylvania, PA (Pennsylvania State University Press) 2015, XIV–247 p., 9 b&w fig., 2 maps, 2 tabl., ISBN 978-0-271-06616-5, USD 74,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Laurent Bourquin, Le Mans

Sous ce titre ambitieux, Jonathan Dewald nous livre une monographie de la famille de Rohan, grand lignage aristocratique breton bien connu des historiens de la noblesse d'Ancien Régime et des guerres de Religion. Le personnage le plus célèbre de la dynastie est Henri (1579–1638), l'un des principaux chefs du parti protestant au tournant des XVI^e et XVII^e siècles, qui a joué un rôle moteur dans les révoltes nobiliaires contre Marie de Médicis (1611–1617), avant de combattre Louis XIII dans les guerres du Languedoc jusqu'à sa défaite, sanctionnée par la paix d'Alès (1629) et son exil à Venise.

Par-delà cette figure emblématique, les Rohan connaissent une trajectoire similaire à beaucoup d'autres lignages de leur temps. La famille, qui prétend tirer ses origines des tout premiers ducs de Bretagne, ne prend son véritable essor qu'à la fin du XV^e siècle, pendant la guerre civile. Une génération plus tard, grâce à la faveur de Marguerite de Navarre, René de Rohan épouse en 1534 Isabeau d'Albret, fille de Jean III de Navarre, ce qui l'introduit dans une parentèle prestigieuse et un réseau de dimension internationale. Une nouvelle étape est franchie en 1603, avec le mariage d'Henri et Marguerite de Béthune, la fille de Sully, l'un des plus beaux partis de France.

Jusqu'à la fin de l'Ancien Régime, les Rohan occupent une position éminente, qu'ils consolident davantage encore après le mariage de Marguerite, la fille d'Henri, avec un Chabot. Revenus au catholicisme et au cœur du patronage royal, ils perçoivent, à partir du milieu du XVII^e siècle, d'importants revenus liés à leurs charges, construisent les magnifiques hôtels parisiens de Rohan et de Soubise que l'on peut encore admirer dans le quartier du Marais, et entretiennent une domesticité considérable. Paradoxalement, leur situation financière reste cependant fragile: ils accumulent les dettes, se ruinent en dotant leurs filles, voient leurs revenus fonciers d'éroder lentement et dépendent de plus en plus des bienfaits de la couronne. On songe ici à d'autres dynasties comme les Nevers, les Guise ou les Montmorency, qui ont connu les mêmes difficultés et ont ainsi perdu peu à peu leur capacité à peser sur les choix politiques de la couronne.

Jonathan Dewald aborde tour à tour les différents volets de cette histoire et cherche à expliquer cette apparente contradiction entre prééminence sociale et fragilité économique. Selon lui, les Rohan n'agissent pas de façon solidaire, mais plutôt comme une somme d'individus. Les conflits intrafamiliaux sont nombreux et empêchent les membres de la famille de se considérer comme un tout cohérent. En outre, ils ont le plus grand mal à conceptualiser les mutations sociopolitiques de leur époque, et ils les analysent avec une grille de lecture anachronique, façonnée par une image fantasmée du Moyen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Âge. Incapables de s'adapter aux nouvelles formes de l'absolutisme, ils ne peuvent que les accompagner et tenter d'en profiter, sans pouvoir y participer véritablement.

L'ouvrage de Jonathan Dewald s'appuie sur un corpus documentaire conséquent, car les Rohan ont laissé des séries d'archives relativement complètes, bien classées et susceptibles d'être étudiées sur la longue durée. Il consacre de très bonnes pages aux femmes de la famille, en particulier celles qui ont entouré Henri: sa mère Catherine de Parthenay, son épouse Marguerite de Béthune, et sa fille Marguerite de Rohan. Il montre en particulier qu'elles ont joué un rôle fondamental dans la gestion des biens familiaux, malgré les représentations du temps qui excluaient les femmes, y compris les aristocrates, de la conduite des affaires publiques et privées. Les Rohan s'appuient, pour ce faire, sur un ensemble de collaborateurs qui font l'objet d'un intéressant chapitre où Jonathan Dewald retrace leur ascension et mesure l'audience considérable dont ils disposent auprès de leurs maîtres.

On ne peut que saluer ce travail, qui rendra service car jusqu'à présent, il n'existait pas d'ouvrages consacrés à cette famille. Mais il est dommage qu'il ignore ou néglige presque tous les travaux publiés au cours des dix dernières années en histoire socioculturelle de la noblesse, par exemple Thierry Rentet (2011)¹, Éric Durot (2012)², Sophie Vergnes (2013)³, Marjorie Meiss-Even (2014)⁴ ... Il n'utilise pas non plus les synthèses récentes consacrées aux rapports entre l'aristocratie et le pouvoir: Cédric Michon (2012)⁵, Michel Figeac (2013)⁶, Hugues Daussey (2014)⁷ ... Ces lectures auraient permis à Jonathan Dewald d'une part de comparer les Rohan à d'autres familles, et d'autre part d'inscrire leur trajectoire dans le cadre plus global des rapports entre l'aristocratie et le pouvoir royal.

¹ Thierry Rentet, Anne de Montmorency. Grand maître de François I^{er}, Rennes 2011.

² Éric Durot, François de Lorraine, Duc de Guise entre Dieu et le Roi, Paris 2012 (Bibliothèque d'histoire de la Renaissance, 1).

³ Sophie Vergnes, Les Frondeuses. Une révolte au féminin (1643–1661), Seyssel 2013.

⁴ Marjorie Meiss-Even, Les Guise et leur paraître, Rennes 2014.

⁵ Cédric Michon, Conseils et conseillers dans l'Europe de la Renaissance (v. 1450–v. 1550), Rennes 2012.

⁶ Michel Figeac, Les noblesses en France. Du XVI^e au milieu du XIX^e siècle, Paris 2013.

⁷ Hugues Daussey, Le parti huguenot. Chronique d'une désillusion (1557–1572), Genève 2014.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gabriella Erdélyi (ed.), *Armed Memory. Agency and Peasant Revolts in Central and Southern Europe (1450–1700)*, Göttingen (Vandenhoeck + Ruprecht) 2016, 361 p. (Refo500 Academic Studies, 27), ISBN 978-3-525-5-5097-7, EUR 100,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Kolja Lichy, Gießen

In der jüngsten Zeit scheint das Thema vormoderner Revolten einen zaghaften Aufschwung in der internationalen Forschung zu erleben. Die Beschäftigung mit Aufständen aus einzelnen nationalhistoriografischen Perspektiven heraus war zwar nie verschwunden. Jedoch waren in den letzten Jahren die Versuche deutlich zurückgetreten, eine europäische Perspektive auf zu entwickeln – zumindest im Vergleich zu den relativ intensiven Diskussionen zwischen den 1970er und den beginnenden 1990er Jahren. Man mag dieses Phänomen nicht zuletzt als eine Konsequenz des derzeit dominierenden Forschungskonsenses begreifen, der Revolten oder Aufstände als immanenten Bestandteil vormoderner Herrschaftsorganisation begreift. Dabei ist nicht nur die kritische Auseinandersetzung mit übergreifenden entwicklungsgeschichtlichen Interpretationen etwa marxistischer Provenienz obsolet geworden.

Ebenso hat die theoretische Debatte über Ereignis und Struktur, die auch die Revoltenforschung befeuert hatte, seit Längerem ihre Frontlinien eingebüßt. Da vor diesem Hintergrund allgemein die Kontingenz der Entstehung von Revolten und ihre gleichzeitige Omnipräsenz konstatiert werden, scheint dem übergeordneten Vergleich tendenziell ein schlagkräftiges *tertium comparationis* abhanden zu kommen. Daher ist es kaum erstaunlich, dass weniger die Beschäftigung mit Aufstandsvorgängen selbst als deren narrative und mediale Verarbeitungen zum neuen Ansatzpunkt vergleichender Ansätze zu werden scheinen.

In diese Tendenz reiht sich auch der vorliegende Sammelband ein. In ihrer Einleitung betont die Herausgeberin folgerichtig, Revolten sollten als Teil der Aushandlung von Herrschaft begriffen werden. Zum anderen sollen, wie schon der Titel des Bandes programmatisch deutlich macht, die *agency* der handelnden Akteure sowie die Erinnerung an Revolten in den Mittelpunkt gestellt werden. Der dritte Ansatzpunkt des Bandes wiederum ist in der Auseinandersetzung mit traditionellen Vorannahmen von historischen Strukturen historischer Regionen in Europa zu finden. Die Behandlung eines »Habsburg central Europe« (S. 20) begründet Erdélyi mit dem nicht zu leugnenden Umstand, dass Baueraufstände im geografisch östlicheren Teil Europas bislang kaum intensiver in die Überlegungen europaweit vergleichender Forschung einbezogen worden sind.

Abgesehen von der Tatsache, dass sich ein großer Teil der Beiträge dabei auf Ungarn bezieht, könnte man an dieser Stelle sicherlich ausführlicher über diesen geographischen bzw. herrschaftstechnischen Zuschnitt diskutieren. Erfreulich ist zweifelsohne, dass das Heilige Römische Reich, Ungarn, die österreichischen Erbländer sowie Böhmen und Mähren in einem Zusammenhang begriffen werden, der ansatzweise



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

die zweifelhafte traditionelle Trennung in ost- und westeuropäische Geschichte überwindet. Von der Verteilung der Beiträge her wäre dann allerdings eine stärkere geographische bzw. territoriale Diversifizierung sicherlich wünschenswert gewesen.

An der Fülle der thematischen Ansprüche, die gleichzeitig eingelöst werden sollen, lässt sich vielleicht auch der größte Kritikpunkt an diesem insgesamt doch lesenswerten Band festmachen. Er unterteilt sich in vier Hauptkapitel, von denen das erste das Problem des Gemeinen Mannes skizziert, während das zweite sich mit dem Thema des religiösen Radikalismus im weiteren Umfeld von Aufständigkeit beschäftigt. Der dritte und vierte Hauptteil wiederum umfassen mehr als die Hälfte aller Aufsätze und widmen sich dem erinnerungstechnischen Umgang mit Bauernrevolten in der Frühen Neuzeit sowie dem 19. und 20. Jahrhundert.

Abgesehen von dem Beitrag Giorgio Politis, der eine quellenkritische Einordnung der vorgeblichen Landesordnung des Tiroler Bauernführers Michael Gaismaier vornimmt, beziehen sich dabei alle Aufsätze des dritten und vierten Hauptteils auf die Erinnerung an den ungarischen Bauernaufstand von 1514 und seinen Anführer György Dózsa. Demgegenüber hat man es bei den Aufsätzen in den ersten beiden Teilen des Bandes mit Beiträgen zu tun, die eine breitere Auswahl von Themen aus mährischen, italienischen und ungarischen Kontexten präsentieren. Mithin umkreisen die Studien zum Gemeinen Mann und zu religiöser Radikalität in einem weiteren Kontext auch immer wieder den Dózsa-Aufstand von 1514, gewissermaßen bieten sie dessen Kontextualisierung ohne ihn selbst zum zentralen Gegenstand zu machen, während die Beiträge zur Erinnerung sich auf diesen Aufstand verengen. In der konzeptionellen Gesamtschau kommt so eine gewisse Irritation zustande, da der Band am Ende doch vor allem um das Zentrum des Dózsa-Aufstandes zu kreisen scheint, ohne dass dieser selbst unmittelbaren Analysen unterworfen wird.

Als Auftakt der Studien zum Gemeinen Mann fasst zunächst der mittlerweile verstorbene Peter Blickle noch einmal seine klassische Thesenbildung zusammen, während Katalin Péter in einem instruktiven Beitrag die Frage des *robot* und der herrschaftlichen Beziehung zwischen adligen Grundherren und Bauern aus dem Blickwinkel der Freiheit beleuchtet und dabei nicht nur die negative Bedeutung der Herrendienste relativiert, sondern auch die soziale ständische Dynamik der ländlichen Gesellschaft in Ungarn aufzeigt. Hieran anschließend überträgt Marco Gentile die Überlegungen zum Gemeinen Mann auf Norditalien, indem er den Bauernaufstand von 1462 in Piacenza als eine Revolte charakterisiert, die über einen traditionellen Aufruhr hinausging und neue herrschaftliche Organisationsoptionen der Bauern hervorbrachte.

Im knappsten Teil des Bandes, der sich religiösen Aspekten widmet, schlagen Martin Rothkegel und Zoltán Csepregi jeweils Brücken zum Bauernkrieg beziehungsweise zur radikalen Reformation. Während Rothkegel die Frage der Institutionalisierung des konfessionell devianten Täuferturns und dessen Verhältnis zu Monarchie und Grundherrschaft in Mähren skizziert, verfolgt Csepregi anhand etlicher quellenteknisch mehr oder weniger gut erschließbarer Vergleichsfälle das Konzept des Bundes oder Bundschuhs insbesondere an oberungarischen Beispielen. Der in diesen Teil integrierte Beitrag von Pál Ács wäre im vierten Teil des Bandes zum 19. und 20. Jahrhundert sicherlich besser aufgehoben



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

gewesen. Ács bietet eine kurze, aber interessante Zusammenfassung historiografiegeschichtlicher Natur, die sich mit der Interpretation der Rolle der Franziskaner im Dózsa-Aufstand beschäftigt, die der auch international bedeutende ungarische Historiker Jenő Szűcs zu Beginn der 1970er Jahre geprägt hatte.

Die durchweg lesenswerten Beiträge zur frühneuzeitlichen narrativen Verarbeitung des Dózsa-Aufstandes sind allesamt durch die Tendenz gekennzeichnet, den humanistischen Erzählungen nicht nur ihre Prägung durch die Orientierung an konfessionellen (besonders Gergely Tóth) und antiken Erzählmustern (Farkas Gábor Kiss, László Szörényi), insbesondere Sallust, nachzuweisen. Man darf vielleicht behaupten, alle Beiträge zur humanistischen Geschichtsschreibung zeichnen sich mehr oder weniger explizit durch die These aus, die Kiss programmatisch im ersten Beitrag des Teils entwickelt. Er zeigt, dass viele dieser Aufstandsnarrationen durch eine erhebliche argumentative Ambiguität gekennzeichnet waren. Nichtsdestoweniger trat diese Ambiguität im Verlaufe einer späteren Konfessionalisierung der Aufstandserzählung zurücktrat, wie gerade Tóth nachweist.

Gabriella Erdélyi ihrerseits präsentiert am Beispiel von Gnaden-Eingaben beim Heiligen Stuhl der am Aufstand auf verschiedenen Seiten beteiligten Kleriker, wie stark die Gewalttätigkeit des Geschehens aus den Darstellungen der Beteiligten im Nachhinein verschwand, während sie in der Geschichtsschreibung zu einem entscheidenden narrativen Faktor wurde.

Der von der Zahl der Beiträge her umfangreichste Hauptteil des Sammelbandes beschäftigt sich schließlich mit der Erzählung der ungarischen Bauernrevolte im 19. und vor allem im 20. Jahrhundert. Neben einem Seitenblick auf den späteren Bauernaufstand in Kroatien (Nataša Štefanec) wird vor allem deutlich, wie der Dózsa-Aufstand erst mit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zu einer wirksamen, national aufgeladenen Narration werden konnte (Márton Szilágyi), die schließlich im sozialistischen Nachkriegsungarn trotz aller Anstrengungen von Partei und Regierung allerdings nur noch begrenzt als effizienter Teil einer nationalisierten ideologischen Erzählung mobilisiert werden konnte (Erszébet Tatai, Márta Fata).

Positiv hervorzuheben seien schließlich die Integration zahlreicher Bildquellen in den Band und das ausführliche Namens- Orts- und Sachregister.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Michele C. Ferrari, Beat Kümin (Hg.), Pfarreien in der Vormoderne. Identität und Kultur im Niederkirchenwesen Europas, Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2017, 280 S., 20 Abb., 2 Tab. (Wolfenbütteler Forschungen, 146), ISBN 978-3-447-10488-3, EUR 62,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Gerhard Fouquet, Kiel

Kirchen sind für viele Europäer inmitten komplexer urbaner wie dörflicher Milieus und Atmosphären nur noch fremde Zeichen für unbestimmtes Christentum und durch ihre Glockensignale allenfalls ein fortwährendes Ärgernis. Der einstige zentrale Ort adorativen wie performativen christlichen Bekenntnisses, die Pfarrkirche, und die in vielfältige kommunikative Zusammenhänge von Kirche und Welt, von klerikalem und laikalem Alltag der Nachbarn eingebundene und in dauernder Kommunikation mit Institutionen kirchlicher wie weltlicher Herrschaft stehende Pfarrei, zogen in den letzten zwanzig Jahren ein zunehmendes Interesse der mediävistischen und frühneuzeitlichen Geschichtswissenschaft auf sich – gleichsam Zeichen ihrer beginnenden Historisierung in säkularen westlichen Gesellschaften. Es war deshalb an der Zeit, dass nach der Heerschau des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte vornehmlich über die deutschsprachige Forschung (2013) nun auf der von Michele C. Ferrari und Beat Kümin organisierten Wolfenbütteler Tagung Untersuchungen aus der europäischen Forschung zur spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Geschichte des Niederkirchenwesens präsentiert wurden. Sie sind reizvoll geschieden einerseits in nationale Übersichten (Deutschland, Italien, England), andererseits in regionale Fallstudien (Frankreich, Deutschland, England und südosteuropäisches Karpatenbecken) zu verschiedenen Aspekten der Geschichte der Pfarrei (Fabrik, Bauwesen, Kirchenmusik, Kirchenbibliotheken).

In ihrer Einleitung heben M. C. Ferrari und B. Kümin insbesondere die unterschiedlichen methodischen Schneisen hervor, welche die bisherige Forschung durch das vielgestaltige Quellenmaterial gezogen hat: den gerade die Urbanisierungsgeschichte ungebrochen faszinierenden Kommunalismus – in den letzten Jahren wurde die Pfarrei sogar als ein *Movens* für die Ausbildung von Stadtgemeinde identifiziert – sowie den in der Frühneuzeitforschung wichtigen, aber für das Mittelalter wenn überhaupt, dann nur auf Inklusivierungs- bzw. Exklusivierungserscheinungen im Clash der Religionen (Christen-Juden-Muslime-indigene Religionen) anzuwendenden Akkulturations- oder Konfessionalisierungsansatz. Das dritte Modell des *self-fashioning* ist m. E. im Grunde nichts anderes als die kulturhistorische Lesart für Frömmigkeitserscheinungen, die in der mittelalterlichen Geschichtswissenschaft u. a. seit vielen Jahren besonders in der Erforschung verschiedener Elite-Kulturen unter dem Stichwort »Memoria« präsent sind. Aus wirtschaftshistorischer Sicht sind überdies in der letzten Zeit empirische Studien englisch- und deutschsprachiger Provenienz, teils mit quantitativ-methodischem Anspruch, entstanden, die die Pfarrei zudem als gesonderten Oikos begreifbar machten.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

In den nationalen Überblicken zum Niederkirchenwesen lesen sich die Leitbegriffe Identität und Kultur, unter denen die Tagung stand, je nach Entwicklungsgeschichte der Pfarreien und ihrer Entfaltungsmöglichkeiten höchst unterschiedlich. Denn es sind allein im deutschsprachigen Kulturraum schon bedeutende Unterschiede für Identität und Kultur der klerikalen wie laikalen Akteure von Pfarreien zu beobachten, wie Enno Bünz, wohl derzeit der beste deutschsprachige Experte, in seinem Beitrag über die ca. 50 000 deutschen Kirchengemeinden deutlich macht, wenn beispielsweise in Großstädten ganz unterschiedlich viele Pfarreien agierten: Die kirchlichen wie laikalen Vorsteher von Pfarreien in Ulm (eine Pfarrei) und Nürnberg (zwei Pfarreien) besaßen zumindest tendenziell in ihrer Eigen- und Fremdwahrnehmung ein völlig anderes soziales Gewicht als vergleichbare Akteure in Erfurt, dessen Stadtgebiet sich 25 Pfarrkirchen teilten. Und in Nord- und Mittelitalien, so eines der wesentlichen Ergebnisse der *sintesi* des »Altmeisters« italienischer Stadtgeschichtsforschung, Giorgio Chittolini, verhinderte die Dominanz der Mutterpfarreien und die *contado*-Politik der großen und mittleren Städte, dass sich auf dem Land trotz mancher Anstrengungen lokaler Eliten eigenständige Pfarrkirchengemeinden ausbilden und ähnlich wie im Reich nördlich der Alpen nachhaltig behaupten konnten. Dass nur dauerndes »engaging in collective activities« (Zitat S. Reynolds in Robert N. Swanson, S. 97) und die Fähigkeit dazu eine »imagined community« gleichsam im Prozess – »multi-faceted and fluid« – ausformten, zeigt R. N. Swanson in seinem luziden Beitrag über das Pfarreiwesen Englands und macht u.a. auf die tragende Bedeutung des niederen Klerus für das kirchliche Leben innerhalb der Pfarreien aufmerksam.

Die im zweiten Teil versammelten Beiträge verhandeln kulturelle Interaktionen und Manifestationen innerhalb spätmittelalterlich-frühneuzeitlicher Pfarreien, der »aktivste(n) Knotenpunkt(e) vormoderner Gesellschaften« (Einleitung, S. 17), gleich ob sich solche Phänomene nun in den von Catherine Vincent beobachteten Kirchenbauprojekten französischer Pfarreien des 13. bis 15. Jahrhunderts widerspiegeln, die aufgrund kollektiver oder privater Initiative mit je verschiedenen Identitäten entstanden waren, gleich auch ob sie sich in der von Arnd Reitemeier im ausgezeichneten Zugriff betrachteten Kontrolle städtischer Räte über die *fabrica* der Pfarrkirchen und die funktionalen Spielräume der Kirchenpfleger zeigten. Kulturelle Diskurse und deren Materialisation werden fassbar bei der planenden und ausführenden Gestaltung des Baus außerordentlich qualitätsvoller Pfarrkirchen, wie M. Brandl exemplarisch an St. Sebald in Nürnberg (in Abgrenzung zur Konkurrenz der Franziskaner nach 1250) und an St. Johannis in Schweinfurt demonstrierte. Dass die Erforschung der Bedeutung von Musik in der Liturgie wichtig gerade für das Verständnis des bekannten Heiligenkults im ausgehenden 15. Jahrhundert sein kann, verdeutlicht M. Williamson an englischen Beispielen. István Monoks Studie endlich überträgt Ergebnisse der rezenten, intensiven Erforschung von Kloster- und Stiftskirchenbibliotheken auf Pfarrbüchereien im Karpatenbecken während der Frühen Neuzeit und erweist die Pfarrkirche in jenem Interferenzraum der Religionen als Ort von Gelehrsamkeit und Bildungsvermittlung.

Nützliche Handschriften-, Personen- und Ortsregister beschließen einen Band, der Orientierung über die Geschichte der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Pfarrei in Europa bietet und einige interessante



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Methoden für die Erschließung ihrer umfassenden Bedeutung zur Diskussion stellt.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2018.1.45714](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45714)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Alison Forrestal, Vincent de Paul, the Lazarist Mission, and French Catholic Reform, Oxford (Oxford University Press) 2017, X–312 p., 1 b/w map, ISBN 978-0-19-878576-7, GBP 70,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Dominique Julia, Paris

Ce livre s'inscrit dans un renouveau des études relatives à la Réforme catholique et à la fondation de congrégations religieuses au XVII^e siècle. Il suffit de songer au livre de Seán Alexander Smith sur les missions des lazaristes à Madagascar et aux îles Mascareignes¹, à celui de Matthieu Bréjon de Lavergnée sur l'histoire des Filles de la Charité² ou à celui de Bernard Pitaud sur Monsieur Olier³. Tout en rendant hommage à la biographie monumentale de Monsieur Pierre Coste⁴, l'auteur entend se démarquer d'une hagiographie qui cède au providentialisme ou d'une vision théologique qui ne remet pas en question la chronologie traditionnelle. Sensible aux avancées qu'ont apportées les travaux de Philip Benedict, Barbara Diefendorf, Denis Richet ou Alain Tallon sur la Ligue et les dévots tout comme ceux de Joseph Bergin sur l'État monarchique, l'auteur centre son analyse sur les efforts par lesquels Vincent de Paul crée, caractérise et articule une vision spécifique et efficace de la vie et du travail missionnaires. Celui-ci demeure bien évidemment le principal protagoniste de cette biographie, mais l'accent est mis sur son immersion précoce à l'intérieur du milieu dévot parisien et l'ensemble des ressources qu'il a pu en tirer pour son action pastorale (deux appendices sont consacrés aux dotations dont il a bénéficié).

Une première partie est consacrée aux débuts de Vincent de Paul dans la capitale. L'auteur montre bien que le jeune théologien, une fois sorti de l'université de Toulouse, cherche dans la capitale des appuis aristocratiques et des soutiens financiers: il joint à la place d'aumônier dans la maison de Marguerite de Valois la possession d'une abbaye cistercienne *in commendam* que lui résigne Paul Hurault de L'Hospital, archevêque d'Aix, moyennant le versement de la pension d'un tiers du revenu. Surtout, c'est Bérulle qui oriente de manière décisive sa future carrière: d'une part il lui fait prendre la cure de Clichy qu'il demande à François Bourgoing, récemment entré dans la toute nouvelle congrégation de l'Oratoire de lui résigner; c'est sans doute là que Vincent de Paul entre en relation avec le milieu familial des Marillac par les Hennequin, seigneurs du lieu qui leur sont apparentés. D'autre part, Bérulle l'introduit auprès de Philippe-Emmanuel de Gondi et de son épouse Marguerite: il devient le directeur spirituel de cette dernière et précepteur de leurs enfants.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand

¹ Seán Alexander Smith, *Fealty and Fidelity. The Lazarists of Bourbon France 1660–1736*, Farnham, Surrey 2015.

² Matthieu Bréjon de Lavergnée, *Histoire des Filles de la Charité XVII^e–XVIII^e siècle*, Paris 2011.

³ Bernard Pitaud, *Jean-Jacques Olier (1609–1657)*, Namur, Paris 2017.

⁴ Pierre Coste, *Le Grand Saint du Grand Siècle. Monsieur Vincent*, Paris 1932.

Ce patronage sera essentiel dans le développement de ses œuvres. Mais il convient de se défaire de clichés véhiculés par l'hagiographie. Le sermon prononcé à la mission de Folleville le 25 janvier 1617 n'a pas eu l'importance que lui accorde la tradition vincentienne qui, en 1617, a célébré le quatrième centenaire du «charisme» de son fondateur. Plus importantes sont les pratiques pastorales mises en œuvre: confession générale, communion et instruction catéchétique. Le soudain départ à Châtillon-les-Dombes en 1617 n'est pas seulement lié, comme l'a répété l'hagiographie, à une motion intérieure de l'Esprit saint qui le pousse à aller «dans quelque province éloignée»: c'est une proposition de Bérulle qui vient de fonder une maison de l'oratoire à Lyon, mais ne souhaite pas envoyer de membres de sa propre congrégation à Châtillon, comme le demande l'archevêque.

La ville n'est d'ailleurs pas non plus «la paroisse de perdition» décrite par l'hagiographie: Vincent de Paul a su, au contraire, tirer parti de la vibrante religiosité des fidèles et lui propose une structure additionnelle d'expression dans la confrérie de charité qu'il met en place. L'innovation réside plutôt dans la place qu'il reconnaît aux femmes laïques d'exercer des responsabilités; les consœurs ont un vrai pouvoir sur leurs propres activités: il s'agit de disposer des âmes au salut et l'on peut reconnaître dans le dispositif une inspiration salésienne.

Il convient, de la même façon de réévaluer la pratique pastorale à la cure de Clichy où Vincent de Paul découvre un peuple qui acquiesce «de bon cœur» aux initiatives de son curé et à l'observance sacramentelle qu'il demande: cette humilité spirituelle de paysans qui indique à leur pasteur le sens de sa vocation rejoint le thème développé par le jésuite Surin dans sa lettre sur l'illettré éclairé (1630). Par contraste, l'ignorance religieuse qu'il rencontre sur les autres terres des Gondi le renvoie à la nécessité de fonder la mission sur une instruction, à commencer par le catéchisme mais aussi par la formation des clercs eux-mêmes.

La deuxième partie s'attache à l'«anatomie» de la mission. Vincent de Paul opte à partir de 1618 pour la fondation d'une congrégation fixe avec des assises matérielles solides: il devient chapelain et principal du collège parisien des Bons-Enfants. Ici encore le patronage des Gondi est essentiel au projet, mais impose aussi des contraintes à son action. L'auteur montre bien les réticences des congrégations romaines devant une congrégation qui transcende les frontières diocésaines, refuse la possession personnelle de bénéfices: celle de la Propaganda Fide n'admet que des missions itinérantes et ne voit dans le projet qu'un nouvel ordre qui s'exempte de l'autorité épiscopale; devant celle des évêques, le fondateur insiste au contraire sur le fait que les missionnaires seront envoyés par les ordinaires des lieux et leur voueront obéissance, reprenant en quelque sorte l'argumentaire que Bérulle avait lui-même employé pour défendre la fondation de l'oratoire.

L'installation au prieuré Saint-Lazare ne se fait pas sans conflits forts, l'ancien prieur qui a résigné son bénéfice souhaitant qu'une forme de vie monastique y subsiste cependant que les réformateurs de l'abbaye de Sainte-Geneviève s'indignent qu'une communauté séculière s'empare d'une maison qu'ils pourraient eux-mêmes reprendre. À ces attaques, le fondateur de la congrégation de la Mission répond par sa persévérance, sa faculté d'adaptation et le recours au puissant patronage du cardinal de La Rochefoucauld.

L'auteur évoque ensuite (ch. 5) l'esprit de corps qu'a voulu insuffler le fondateur: par ses propos et ses pratiques la cohorte des missionnaires



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

lazaristes, qui se déplace de novembre à juin et s'installe de deux à quatre semaines dans une paroisse développe un ethos de groupe: elle refuse le bruit et l'ostentation, les pénitences et flagellations publiques, mais opte pour un style familial qui donne la priorité à l'instruction catéchétique sur le discours de controverse, proportionne le sermon à la capacité et à l'éducation des auditeurs, utilise tout un matériel dévotieux (livrets chapelets, images, indulgences) vise à la conversion de tous et insiste sur la mutuelle dépendance entre évangélisateur et évangélisés puisque la sanctification du missionnaire passe d'abord par le travail de la mission et l'interaction qui s'y établit. L'auteur souligne aussi les emprunts faits à Thomas à Kempis, Benoît de Canfield, François de Sales ou Louis de Grenade.

La troisième partie envisage l'expansion de la congrégation. La formation du clergé s'opère selon un triple dispositif. Il y a d'abord le séminaire interne, situé à Saint-Lazare qui reçoit de trente à quarante séminaristes pendant deux ans: plus de six cents lazaristes y ont été éduqués. Il ne s'agit pas d'une institution académique, mais bien plutôt d'un lieu où acquérir et enraciner les vertus missionnaires de telle sorte qu'elles deviennent un habitus et où se nourrir par des lectures spirituelles: Rodriguez, Scupoli, François de Sales, François-Xavier.

Il y a ensuite les retraites d'ordinands: au départ cinq ou six de dix jours par an à Saint-Lazare, où est proposé un programme de méditation salésienne: il s'agit de rappeler les traits essentiels de la vocation en insistant sur la prière mentale, une théologie pratique et l'apprentissage des cérémonies liturgiques, dans une proximité évidente avec l'entreprise de Bourdoise à Saint-Nicolas du Chardonnet. À partir de 1642, Vincent de Paul opte délibérément pour la formule du «grand» séminaire, c'est-à-dire un séminaire d'adultes se préparant aux ordres majeurs pendant une année et renvoie les «petits» séminaristes qui étudient encore les humanités au séminaire Saint-Charles situé à Saint-Lazare. La formule tridentine du séminaire d'enfants lui paraît être source d'une trop grande déperdition.

Au séminaire des Bons-Enfants qui reçoit une quarantaine d'adultes, la dévotion, centrée sur l'Eucharistie vise à développer une spiritualité sacerdotale autour du Christ prêtre; le cours de théologie s'articule à la pratique pastorale qui doit suivre: Vincent de Paul n'entend pas mener les futurs prêtres sur les hauteurs de la théologie mystique ou abstraite, préférant un curriculum simple de théologie doctrinale scolastique, de philosophie et de théologie morale, et donnant une importance égale à l'effort intellectuel et à l'inculcation de la piété. Enfin la Conférence des mardis réunit un groupe de clercs dévots de type apostolique, qui s'apparente, par bien des aspects, aux congrégations mariales organisées par les jésuites dans leurs classes de théologie: par leur régime quotidien de vie, leurs méditations, leurs lectures et leurs examens de conscience, ils constituent une compagnie d'élite, une sorte de confrérie destinée à occuper de hauts postes de l'administration diocésaine.

Les patronages des Grands et de la cour n'ont pas manqué à Vincent de Paul qui n'a pas même besoin de les solliciter et qui ont été croissant. D'une part les dévots qui viennent chercher une direction spirituelle à Saint-Lazare ou qui appartiennent aux familles des religieuses des couvents de la Visitation dont il est le supérieur trouvent, dans les œuvres qu'il développe, un débouché à leur zèle charitable: il suffit de songer au commandeur et ancien ambassadeur Noël Brulart de Sillery (pour Troyes et Annecy), mais aussi à Richelieu et à la duchesse d'Aiguillon qui



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

installent, dans un but de reconquête catholique, les lazaristes dans des régions marquées par une forte présence huguenote (Richelieu, Sedan). Mais ces patronages évoluent aussi du fait de l'arrivée sur les sièges épiscopaux de prélats soucieux d'assurer une solide formation à leurs clercs: l'appel aux lazaristes est pour eux l'occasion d'ouvrir un séminaire ou de lui assurer la stabilité qui lui manquait. Les liens interpersonnels noués à Paris ont pu jouer (ainsi à Cahors avec Alain de Solminihac ou à Périgueux avec Philibert Brandon), ou l'ancienne appartenance à la Conférence des mardis. Toujours est-il que ces patronages font basculer la congrégation vers la formation du clergé: onze des dix-neuf maisons de la congrégation à la mort du fondateur sont des séminaires selon une régionalisation où le Sud-Ouest est prépondérant.

L'auteur consacre à la mission des laïques la quatrième partie de son ouvrage. Elle insiste à juste titre sur le choix privilégié de la forme de la confrérie de charité par Vincent de Paul, coquille malléable et adaptable aux circonstances et au terrain. Il abandonne très rapidement l'idée d'une mixité pour permettre aux femmes d'exercer pleinement toutes les responsabilités. Dès la fin des années 1640, plus de vingt paroisses parisiennes ont des confréries de charité. La plus étudiée a été celle des Dames de charité de l'Hôtel-Dieu qui rassemble plus de 120 et même jusqu'à 300 femmes issues des rangs de la noblesse de robe ou d'un négoce prospère.

Vincent de Paul ne fait souvent que ratifier, après réflexion et expérience, des initiatives prises d'abord en dehors de lui dans les groupes paroissiaux par des femmes comme la présidente Goussault ou des membres des familles Lamoignon ou Luillier et bien évidemment Louise de Marillac dont les Filles de la Charité essaient hors de Paris à partir de 1638. Il cherche surtout à fédérer par des directives communes l'ardeur envers les pauvres et les malades lors des assemblées annuelles des groupes paroissiaux.

Le chapitre 10 examine les relations, tout à la fois étroites et complexes, qu'entretiennent les deux congrégations de la Mission et des Filles de la Charité avec la Compagnie du Saint-Sacrement: Vincent de Paul se trouve au carrefour de toutes les initiatives dévotes de la capitale, ce qui n'implique pas qu'il faille automatiquement attribuer des missions des lazaristes à celle-ci. Il peut y avoir une coopération féconde comme à Marseille; il peut aussi y avoir des tensions fortes et l'auteur examine de manière approfondie, par comparaison avec la fondation de l'hospice du Saint-Nom-de-Jésus, les raisons des réserves vis-à-vis de la création de l'Hôpital général.

Vincent de Paul a-t-il eu le pouvoir de faire ou de défaire des carrières ecclésiastiques? L'humilité qu'il y déploie n'est ni tromperie ni hypocrisie, mais instrument pour contrebalancer l'inégalité sociale face à la richesse et au pouvoir des Grands qu'il n'entend pas flatter. Nommé par la duchesse d'Aiguillon vicaire général de plusieurs abbayes dont Richelieu avait été titulaire il exerce de 1642 à 1659 le droit à présenter des candidats à de nombreux bénéfices, non sans soumettre ses choix au patron en titre: il choisit en général des prêtres issus des diocèses où sont situés les bénéfices et dont il a pu repérer les qualités soit aux retraites des ordinands soit aux Conférences des mardis. Pour les nominations d'évêques au Conseil de conscience, son rôle ne doit pas être surévalué, car il n'est pas le seul à proposer des candidats, même si quatre futurs évêques ont participé à la Conférence des mardis: son expertise est appréciée en tant qu'informateur, pour sa capacité à rassembler



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

des données et son talent de négociateur dans les conflits. Mais ses propositions peuvent aussi échouer, et lorsque la monarchie se rend à ses raisons, c'est que pour telle nomination, elle n'a pas de priorité politique qui contrecarrerait sa proposition. Au reste, beaucoup de décisions se prennent en dehors du Conseil, que Mazarin, après la Fronde, tend à prendre pour une chambre d'enregistrement.

Un dernier chapitre présente l'attitude de Vincent de Paul au moment où le champ dévot se fragmente et se polarise entre jansénistes et antijansénistes. Après »De la fréquente communion« d'Antoine Arnauld (1643), il s'affirme de plus en plus ouvertement antijanséniste: non seulement la pratique pastorale des missions contraste violemment avec les refus et les délais d'absolution, mais c'est la déformation de l'enseignement sotériologique de saint Augustin qui est visée. Il rédige même un traité en s'appuyant sur le »Traité de l'amour de Dieu« de François de Sales et en insistant sur le fait que la grâce ne fait pas défaut à ceux qui acceptent le calice du salut.

C'est le mauvais usage du libre arbitre qui mène à la damnation. Dans cette querelle, l'humilité de Vincent de Paul (et sa sincérité) est souvent critiquée, ses détracteurs mettant en cause ses capacités intellectuelles et celles des lazaristes à traiter des matières théologiques: en fait c'est l'ethos de la congrégation et ses stratégies missionnaires qui sont visés. S'il n'est pas un protagoniste majeur dans la querelle, il a, en revanche, contribué à rassembler des signatures d'évêques pour demander à Innocent X de condamner les cinq propositions attribuées à Jansenius.>

Au total, cette biographie, qui est retournée aux sources mais a également lu l'ensemble de la bibliographie, reprend l'ensemble des données en les situant par rapport aux problématiques actuelles d'histoire socio-culturelle: les contraintes qui s'exercent sur l'action sont analysées avec acuité et l'on voit comment Vincent de Paul sait avec intelligence se saisir des leviers qui sont à sa disposition.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Marie-Nelly Fouligny, Marie Roig Miranda (dir.), Sénèque dans l'Europe des XVIe et XVIIe siècles: transmissions et ruptures, Nancy (Université de Lorraine – Groupe Europe aux XVIe et XVIIe siècles) 2016, 292 p., nombr. ill. en n/b (Europe XVI–XVII, 23), ISBN 978-2-917030-12-7, EUR 17,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Cornel Zwierlein, Bamberg / Erfurt

Der Sammelband vereint einige Studien zur Rezeption Senecas in der Frühen Neuzeit, sowohl innerhalb des literarisch-dramatischen wie des ethisch-politischen Feldes. Die beiden einleitenden Beiträge sind der Grundlagenforschung der Manuskript- und Drucküberlieferung gewidmet: Jean-Frédéric Chevalier erinnert daran, dass die Manuskript-Überlieferung (etwa BnF Lat. 8032 u. 8033) der heute als Stemma-Linie A rekonstruierten Tradition, die seit dem 14. Jahrhundert auch über und mit dem Kommentar des Nicolas Trevet weit verbreitet war, in ihrer zwar den Originaltext wohl »verfälschenden« insoweit aber wirkmächtigen Überlieferung gerade auch bei den Frühhumanisten (Lovati, Salutati) die ethisch-christliche Rezeption von »Etruscus« wie des Pseudo-Seneca »Hercules auf dem Aetna« beförderte.

Ähnlich zeigt Carlos Roldán Donoso unter Anwendung der *bibliographie matérielle*, welche Gründe buchhistorisch dazu führten, dass in einem präzisen Rezeptionskontext wie der iberischen Halbinsel des 16. Jahrhunderts aufgrund einiger wichtiger – gegebenenfalls nur satztechnisch und nicht inhaltlich motivierten – Entscheidungen des Inkunabeldruckers Pedro Hagenbach alle Folgedrucker an etlichen Stellen einen gegenüber der Manuskripttradition des 15. Jahrhunderts anderen »Kompromiss«-Text verbreiteten. Carine Ferradou zeigt die Bedeutung der Seneca-Dramen für den schottischen Monarchomachen George Buchanan gerade hinsichtlich der Motive von Tyrann, Tyrannenmord und Widerstand auf: Bis in die Details des Stils (Emulation der These-Antithese-Akkumulation in den stichomythischen Reden von Senecas »Oedipus«, aber auch in den »Troades« und der »Medea« hier, bei Buchanan's »Baptistes« dort) wird die Nachempfindung der ethischen Anstößigkeit der Tyranniefürwortung durch Dramenfiguren wie Herodes beim calvinistischen Autor nachgewiesen (S. 77).

Doch sie zeigt auch die komplexe Verschränkung der antiken Referenz mit den »Modernen« (Machiavelli, Monarchomachen, La Boétie). Eventuell hätte hier noch die protestantische Prägung stärker herausgearbeitet werden können (die in Fußnote 2 erwähnte Figur des biblischen Gamaliel aus der Apostelgeschichte, mit der das Stück beginnt, verweist z. B. relativ deutlich auf den protestantischen Toleranzdiskurs beginnend mit Castellio, 1551). Auch John Nassichuk zeigt, wie Senecas Dramatik als Palimpsest, sowohl was Form-Emulation wie den Inhalt anbelangt, bei Claude Roillet (1556) durchscheint, gerade hinsichtlich des Chors der »Troades«.

Stanislaw Fiszer sieht in dem Seneca-nahen Stück »Die Abweisung der griechischen Botschafter« [*Odprawa posłów greckich*, 1578] des Jan Kochanowski eine typisch frühneuzeitliche Adaptation der Themen, die das Kriegsgeschehen um Troja einerseits nicht mehr von Göttern gelenkt,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sondern von Menschen nach quasi-soziologisch analysierbaren Gesetzen des Klientelismus bestimmt darstellt, andererseits den christlichen Gott als ein dem weit übergeordnetes »oberstes Organisationsprinzip« einsetzt.

Mary-Nelly Fouligny zeigt anhand der vielfältigen Verwendung in den »Adagia« die starke und auf das Hier und Jetzt bezogene Präsenz Senecas bei Erasmus in einer über 20jährigen Beschäftigung. In einer codicologischen und kontext-historischen Detektivarbeit ermittelt Michael Kramer als Autor der anonym übermittelten ungedruckten Adagien-Sammlungen aus der Zeit ca. 1625–1629 in BnF Ms. fr. 1599 und 6170 den burgundischen Juristen Jean Lacurne und kann entsprechend die Rezeption von Seneca-Sentenzen wie »Caesari omnia licent, propter hoc minus licet« (*Ad Polybium* 7.2) als konform mit der monarchischen Konzeption bourbonischer Herrschaft nachweisen. Das Projekt der privaten, späthumanistischen Adagiensammlung ist in Text-Auswahl und Zusammenstellung ganz unabhängig von der älteren mittelalterlichen Sammlungstradition.

Jacqueline Lagrée zeigt, wie Seneca in der lipsianischen Tradition auch im frankophonen Raum die Hauptreferenz für neostoisches ethisches Gedankengut war, etwa bei Guillaume du Vair und beim Genfer Simon Goulart, freilich mit unterschiedlichen Schattierungen: Bei Du Vair scheinen Differenzen zum antiken Autor hinsichtlich einer eschatologisch-christlichen Dimension auf; die Referenzbeziehung zwischen der antiken und der christlichen Weisheit ist die der Analogie, nicht der Identität; bei Goulart hingegen wird die quasi natur-christliche Erkenntnisfähigkeit Senecas hinsichtlich der richtigen Einsichten betont, doch wird auch seine Beschränkung als »Quasi-Christ unter Heiden«, der die Unsterblichkeit der Seele nicht kannte, hervorgehoben (S. 202).

María José Alonso Veloso zeigt für Quevedo, wie stark sich dieser am »omnipräsenten« Seneca orientierte: »Das Urteil ist meins, die Worte sind seine [sc. Senecas]; er hat es gesagt, ich wende es an« (S. 223, 247). Auf den Spuren von Pierre Béhar zeigt Anne Wagnart, wie im schlesischen Barock Seneca Referenz für unterschiedliche Positionen sein kann: Der jüngere Caspar David von Lohenstein kritisiert an Seneca die gleichen eher melancholisch-eskapistischen Züge (etwa in »Epicharis«), die er auch dem Werk des Gryphius vorwirft und akzentuiert die ins Positive gewandten Bereiche der *prudencia* und der gestaltenden Politik.

Der kurze kunsthistorische Beitrag von Martine Vasselin zeichnet den reichen Forschungsstand zu Motiven der Seneca-Tod-Darstellung wie zur Seneca-Motivik in der bildenden Kunst seit dem 14. Jahrhundert nach. Alle Beiträgerinnen und Beiträger des Bandes erinnern auf diese Weise, mit teils ganz neuen Fallstudien zu kaum bekannten Texten, teils zu bekannten Autoren neue Lektüren anbietend und den Forschungsstand gut appäsentierend, wie bedeutsam dieser antike Autor für die »lange Renaissance« vom 14. bis zum beginnenden 17. Jahrhundert war: in Dichtung, Dramatik, Politik, Ethik und Kunst.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Werner Freitag, Die Reformation in Westfalen.
Regionale Vielfalt, Bekenntniskonflikt und Koexistenz. 2.
durchgesehene Auflage, Münster (Aschendorff) 2016, 383 S.,
ISBN 978-3-402-13167-1, EUR 29,80.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Mathilde Monge, Toulouse

L'ouvrage de Werner Freitag, spécialiste d'histoire d'histoire religieuse de la Réforme à l'échelle locale, est un ouvrage de synthèse détaillée. Il s'intéresse à la Westphalie dans sa définition actuelle. En plus d'inclure le duché de Westphalie, la principauté-évêché de Münster et celle de Paderborn, l'auteur traite, entre autre, du comté de Lippe, de la Mark et du Ravensberg – et donc du conglomérat de Juliers-Berg, du comté de Waldeck, etc. L'ouvrage concerne la période de la Réformation, c'est-à-dire les réformes religieuses entre l'action de Luther et la paix d'Augsbourg pour certains territoires, ou le tournant du XVII^e siècle pour d'autres. Il n'inclut pas au sens propre la «Seconde Réforme» (le passage au calvinisme de certains territoires) mais il en aborde les préludes, non plus qu'il ne traite des territoires catholiques, à part pour y déceler des traces de l'influence du luthéranisme (p. 286–289 au sujet des pratiques funéraires). Ces choix apparaissent cohérents avec l'intention de l'auteur: examiner la Réformation comme un processus touchant trois domaines, qui sont la confession de foi, le culte et l'institution ecclésiastique.

L'ouvrage est intéressant car la Westphalie peut apparaître comme un modèle réduit de ce qui se passe dans le Saint-Empire et en Europe en général, où la complexité «fractale» (Christophe Duhamelle) de la carte politique conditionne en grande partie le cours des événements – la région est un «Fleckenteppich», comme le dit l'auteur. Et ce, même si la Réformation en Westphalie est une réforme en retrait: Luther n'a jamais pris part directement, non plus qu'aucun grand réformateur, aux changements religieux dans cette région plutôt rurale, enclavée, et dont la langue vernaculaire, une forme de bas-allemand, entravait la diffusion des textes fondateurs comme la Bible ou les catéchismes de Luther.

Les confessions de foi adoptées venaient plutôt des villes hanséatiques et cette influence indirecte explique que 1517 ne soit pas une année significative en Westphalie, et qu'il faille dater les changements majeurs plutôt des années 1530. Pourtant, tout le spectre des expériences réformatrices semble s'y dérouler, et Werner Freitag en saisit toute la variété – même s'il les examine à l'aune d'un horizon unique, à savoir le degré de perfection (au sens d'achèvement) de la Réformation. On y rencontre un *hapax* sociologique, historique et anthropologique qu'est la théocratie anabaptiste de Münster (1534–1535); des territoires fidèles à la religion traditionnelle (l'*Oberstift* de la principauté-évêché de Münster), non traitée en tant que tel dans l'ouvrage. On évoque également la tentative de *via media* des ducs de Juliers-Berg ou la réforme luthérienne du comté de Lippe – dont la «Seconde Réforme» est devenue dans les années 1980 la matrice du paradigme de la confessionnalisation. Si l'auteur s'adresse aux Westphaliens à l'occasion du jubilé, qu'il se dit lui-même «Landeshistoriker», son objet touche en réalité à des horizons plus vastes.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

L'ouvrage s'organise de manière thématique tout à fait pertinente, suivant les principales orientations de la recherche sur la Réformation ces dernières années. Deux premiers chapitres traitent des mouvements de réforme religieuse – le monde catholique vers 1520 et les premières prédications réformatrices. Selon l'auteur, la contestation religieuse était marginale, voire inexistante en Westphalie dans les années 1520: la prédication luthérienne fait des débuts »timides« par l'intermédiaire de l'ordre des Augustins dès 1521, mais elle est vite réprimée. Quant aux protestations d'ordre social contemporaines de la guerre des Paysans, elles ne sont que marginalement marquées par les idées évangéliques, et c'est l'action de Johann Westermann – qui transpose les prédications luthériennes – qui ouvre véritablement l'époque réformatrice.

L'ouvrage se poursuit avec une typologie des réformes des territoires: réformations urbaines, classées en fonction de leur réussite (Lemgo ou Minden) ou de leur échec (Osnabrück), réformations princières (notamment l'échec de celle de Paderborn, dont l'archevêque-électeur de Cologne Hermann von Wied était aussi évêque), *via media* érasmiennne des ducs de Juliers-Berg. Une place importante est réservée à la tentative de réforme anabaptiste de la ville de Münster, mais la relation qu'en fait l'auteur ne s'appuie pas sur des travaux récents qui auraient été pertinents. Werner Freitag prend aussi en compte le rôle des autorités intermédiaires ou »non-étatiques« (noblesse, curés et communautés villageoises) dans les Réformations. Elles disposaient d'une »agentivité« suffisante face à des autorités fidèles au catholicisme pour mettre en place leur propre agenda.

L'auteur s'attache ensuite à étudier ce que sont devenues les Eglises à l'échelle du quotidien des chrétiens de Westphalie. L'institution ecclésiastique (culte, pasteurs et équipement de l'église) mais aussi les pratiques de piété sont étudiées et montrent l'instauration progressive de la Réformation: l'auteur le mesure par exemple à l'aune de la catéchèse, qui passe par l'iconographie dans les années 1570. L'auteur traite enfin des multiples conflits, que ce soit l'arrivée du calvinisme, les controverses internes au luthéranisme mais aussi les nombreux cas de coexistence religieuse, à travers les formes de piété hybrides, le biconfessionnalisme et formes de *simultaneum* relevant du bricolage pragmatique – c'est par exemple le cas de Warendorf, où les luthériens pouvaient recevoir la communion sous les deux espèces lors de la messe catholique.

Les annexes sont à la fois très utiles et un peu décevantes. L'ouvrage fournit un court glossaire et un très grand nombre d'illustrations, de tous types, ce qui est très appréciable. Ce sont des cartes générales évidemment, mais aussi des reproductions d'imprimés, des extraits de textes – avec l'original en westphalien – utilement isolés dans des encadrés, une abondante iconographie qui inclut des photographies de bâtiments, de fresques, de monuments funéraires, de mobilier d'église, toujours commentées. On ne peut donc que regretter l'absence de table des figures. La bibliographie de fin d'ouvrage, courte, est loin d'inclure toutes les références que l'on trouvera dans les notes de fin de chapitre, et en particulier les sources de première main éditées ou imprimées. Un index des noms de personnes, en sus de l'index des lieux (qui comprend les villes mais pas les territoires) aurait été bienvenu.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Tilman Haug, Ungleiche Außenbeziehungen und grenzüberschreitende Patronage. Die französische Krone und die geistlichen Kurfürsten (1648–1679), Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2015, 540 S. (Externa. Geschichte der Außenbeziehungen in neuen Perspektiven, 6), ISBN 978-3-412-22360-1, EUR 79,90.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Indravati Félicité, Paris

Dans ce livre consacré aux «relations extérieures inégales» et au «patronage par-delà les frontières», Tilman Haug propose une relecture des relations entre la couronne de France et les électors ecclésiastiques de 1648 à 1679. Issu d'une thèse présentée devant l'université de Berne, l'ouvrage est publié dans la collection «Histoire des relations extérieures dans de nouvelles perspectives», et c'est bien là l'objectif affiché, dès l'introduction, par l'auteur.

Cette introduction détaillée, à la fois théorique et fondée sur une présentation de l'apport spécifique de ses sources pour sa problématique, présente sans ambages l'ouvrage comme un manifeste en faveur d'une «autre» histoire des relations internationales. L'auteur reprend en premier lieu les renouvellements importants apportés par son directeur de thèse Christian Windler, dont la démarche centrée sur les acteurs est ici mise en regard avec les travaux fondateurs de Wolfgang Reinhard autour, notamment, de la notion de «micropolitique». Les réflexions d'Hillard von Thiessen constituent une deuxième inspiration forte de cet ouvrage, en ce qu'ils fournissent l'outillage conceptuel nécessaire à un travail sur les paramètres tels que la confiance, ou encore la corruption, qui influencent les acteurs dans leurs négociations.

Tilman Haug retire de la lecture de Windler et de Thiessen la conviction que ces rapports se comprennent davantage à travers les pratiques de leurs acteurs informels que dans le cadre des macrostructures; il procède à une nuanciation du caractère «étatique» et donc «international» de ces relations, préférant parler de «relations extérieures», concept forgé du reste par Christian Windler et Hillard von Thiessen dans un ouvrage collectif paru il y a quelques années. L'auteur se réclame enfin de «l'histoire culturelle du politique», dont les travaux de Barbara Stollberg-Rilinger sont l'illustration peut-être la plus connue des historiens modernistes spécialistes du Saint-Empire. Reprenant la définition sociologique du concept de «Kultur» selon laquelle l'homme serait, pour reprendre l'expression d'Ernst Cassirer, un «animal symbolique», il postule que les acteurs communiquent à l'intérieur de structures sémiotiques qui se manifestent à travers le discours et un certain nombre d'éléments symboliques. C'est là, et non dans la trame événementielle des relations diplomatiques, que se trouve pour l'auteur le cadre principal des «relations extérieures» car les acteurs y négocient et renégocient en permanence «ce qu'ils considèrent comme les règles du politique».

La première des trois parties de l'ouvrage est consacrée aux «acteurs, réseaux et conflits» dans le contexte de la relation asymétrique qui lie les électors ecclésiastiques de Cologne et de Mayence au royaume



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de France entre la paix de Westphalie et la paix de Nimègue (1648–1679). L'auteur prend soin de replacer cette relation dans le contexte des rapports qu'entretient la France sous Mazarin puis Louis XIV avec les *Reichsstände*. Il se livre à une analyse du patronage et de l'entrelacement d'intérêts de diverse nature (*Verflechtung*) comme phénomènes structurants de l'action des hommes engagés dans la conduite des affaires étrangères. En reprenant côte à côte la notion désormais classique de patronage et le concept de »Verflechtung« proposé en 1979 par Wolfgang Reinhard pour approfondir l'analyse des groupes dirigeants au-delà des phénomènes que permettait d'appréhender une approche en terme d'interactions et de réseaux, l'auteur propose une relecture des relations entre la France et les électeurs ecclésiastiques qui tient compte des appartenances et des loyautés parfois contradictoires.

Cette approche est présentée comme résolument opposée à une histoire institutionnelle contre laquelle, du reste, Amédée Outrey nous mettait en garde en 1953 dans un article intitulé »Histoire et principes de l'administration française des Affaires étrangères«. L'auteur n'esquive pas la question du rôle des identités »nationales« dans une deuxième partie dédiée à la perception réciproque et à la communication. La question de la confiance et de la politesse occupent une place centrale dans la réflexion: la confiance est traitée comme un élément dynamique, une construction voulue par les acteurs et, par conséquent, fragile autant que flexible.

La dernière partie est consacrée aux normes en vigueur dans les relations asymétriques, une attention particulière étant portée aux modalités de leur application pratique. La notion de marché est convoquée dans le but de rendre compte à la fois des logiques d'échanges et de relations sans négliger la prise en considération par les acteurs de leurs intérêts individuels dans le cadre de ces relations de patronage. La question de la réciprocité dans ces rapports est posée, le patronage supposant une loyauté qui, dans le cadre de la relation au roi de France, concurrent de l'empereur, peut passer pour une trahison.

L'auteur pose la question de l'imbrication des différentes échelles de l'action extérieure dans la diplomatie française, et consacre un chapitre aux débats très médiatisés suscités par les épisodes de »trahison«, de »corruption«, tout en ayant soin de replacer ces phénomènes dans le cadre sémiotique qui contribue à la renégociation des normes et à la construction de relations de patronage et d'entrelacement. Dans cette perspective, l'épisode connu de l'arrestation et de l'enlèvement de Guillaume de Fürstenberg par les troupes impériales en 1674 permet une relecture des événements diplomatiques, de la communication dans et sur la diplomatie puisque ce scandale suscite un débat public, et enfin des normes et de leur perception dans le concert diplomatique.

Le livre de Tilman Haug offre une réflexion forte sur les paradigmes scientifiques issus du tournant culturel de la fin du XXe siècle: il présente notamment un état des lieux utile des apports des théories scientifiques de la culture à l'histoire des relations »internationales«, apport généralement tenu pour acquis mais plus rarement problématisé ou discuté au miroir des sources. Il permet ainsi de poser de manière originale la question centrale de la spécificité de l'histoire à l'intérieur du champ des sciences sociales. L'enthousiasme de l'auteur pour ces théories au demeurant extrêmement stimulantes est contagieux et contribue au plaisir que l'on éprouve à la lecture de cet ouvrage convaincant.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

On peut néanmoins regretter que, parfois, l'auteur n'adopte pas la même attitude critique face à ce corpus théorique que celle dont il fait preuve à l'égard des représentants d'une histoire plus politique des relations internationales. En effet, l'histoire culturelle du politique est désormais si bien établie, même parmi les tenants de ce que l'on appelait autrefois »l'histoire diplomatique«, qu'il semble pour le moins artificiel de construire deux »camps« antagonistes qui seraient incapables de partager certains concepts, voire d'entretenir un dialogue scientifique fructueux et pacifique. L'ouvrage de Tilman Haug n'en reste pas moins une contribution importante à l'histoire culturelle des relations internationales à l'époque moderne.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Andreas Kappelmayer, Johann Casimir von Pfalz-Zweibrücken-Kleeberg (1589–1652). Standeswahrung und Fremdheitserfahrung im Schweden Gustavs II. Adolf und Christinas, Münster (Aschendorff) 2017, 704 S., 17 farb. Abb., 9 geneal. Taf., ISBN 978-3-402-13234-0, EUR 59,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Axel Gotthard, Erlangen

Die Dissertation analysiert, mit welchen Strategien ein nicht regierender Fürst des Alten Reiches im schwedischen Exil seine sozialen und materiellen Ressourcen zu wahren oder gar zu mehren suchte. Pfalzgraf Johann Casimir hatte 1615 Katharina Vasa geheiratet; als die vom Prager Fenstersturz verursachten Kriegswirren den Oberrhein erreichten, lud Gustav Adolf seine Halbschwester und deren Gemahl ins bergende Asyl nach Schweden ein, als standesgemäßer Aufenthaltsort sollten Schloss und Lehen Stegeborg in Östergötland dienen.

In der 40-seitigen Einleitung erfahren wir über Johann Casimir nichts, man kann sie überblättern. Es folgen 80 Seiten, die noch im Reichsverband spielen. Weitere 40 Seiten (die man zum besseren Verständnis des Folgenden jedenfalls kursorisch lesen sollte) legen die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in Schweden dar. Wir lernen die Staffelung des schwedischen Adels kennen. Als Partner bzw. Konkurrenten maßgeblich waren für den Pfalzgrafen die Angehörigen der beiden ersten Klassen des »Ritterhauses«, Kappelmayer apostrophiert als »Ratsaristokratie«. Die Kriegsjahre sahen eine ganze Reihe von Konnubien zwischen ihr Angehörenden und Fürsten oder Grafen des Alten Reiches; es spitzte sich die Frage zu, ob denn Reichsadel überhaupt vornehmer war als der führende Adel eines skandinavischen Königums, das sich anzuschicken schien, zur europäischen Großmacht zu avancieren. Vor diesem Hintergrund sind die Ehen der Pfalzgrafenkinder, von denen gegen Ende der Dissertation die Rede ist (vgl. Kapitel 9.2.3), aufschlussreich: Auf zwei Konnubien mit Reichsfürsten folgten 1647 und 1649 solche mit Angehörigen schwedischer Grafengeschlechter.

Wenn der Pfalzgraf endlich beginnt, als Fremder seinen Platz in Schweden zu suchen, hat die Leserin bzw. der Leser Seite 182 erreicht, wo ihn diese verheißungsvolle Überschrift erwartet: »Johann Casimirs Fremdheit zwischen Selbstwahrnehmung und Inszenierung«. Wiederholt charakterisierte der Pfalzgraf seine Position als die eines Exilanten bzw. eines Pilgers. Überzeugend arbeitet Kappelmayer heraus, dass Johann Casimir nicht schmiegsame Anpassung suchte, sondern seine Fremdheit kultivierte.

Ob es, wie der Autor suggeriert, ausschließlich im Dienste von »Standeswahrung« und »Obenbleiben« stand, Distinktion zum weniger feinen schwedischen Adel generieren sollte? Auch das Festhalten am Calvinismus stellt Kappelmayer in diesen strategischen Kontext. Ob zu Recht? Das können wir nicht beurteilen, weil wir den Pfalzgrafen nicht als Persönlichkeit kennenlernen. Sein geistiger Horizont, seine kulturellen Interessen, seine Religiosität erschließen sich uns nicht. Haben wir einen intellektuell beschlagenen Mann mit zeitdiagnostischen Kapazitäten (von denen wir gern profitieren würden) vor uns oder einen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

tumben Opportunisten mit Karriere-Tunnelblick? Schmerzten ihn die Zumutungen turbulenter Zeitläufte, begriff er sie als bedenkenlos nutzbare Chance für Raffgier? Wir wissen es nach 700 Seiten nicht. Alle Lebensspuren schrumpfen in dieser Dissertation auf »Statuswahrung« ein. Seine Fremdheit herauszustreichen, bot »Johann Casimir eine Möglichkeit, den Aufenthalt seiner Familie im Schwedischen Reich zu legitimieren und zu dissimulieren« (S. 190), aber alle Akteure tarnen und täuschen unentwegt, sogar Vertrauensbekundungen Gustav Adolfs an seinen landfremden Schwager sind »gleichsam dissimuliert« (S. 287).

Gustav Adolf betraute Johann Casimir mit wichtigen militärischen und fiskalischen Aufgaben, »ohne dass diese Funktionen in die Form eines traditionellen Amtes gegossen« worden wären (S. 325). Schlüssig zeigt Kappelmayer, dass auf den Pfalzgrafen dennoch weder der zeitgenössische Favoritenbegriff recht passen will noch der der modernen Forschung. Der Rezensent gewann den Eindruck, dass die Verwendung des Wittelsbachers durch den Vasa-König im Grunde den Typus des absolutistischen Kommissars antizipierte – er übte, (anders als der Favorit) oft in großer räumlicher Entfernung vom König, Kontrollbefugnisse aus, weil Gustav Adolf den einheimischen Amtsträgern unlautere Eigeninteressen und Korruption unterstellte. Dass der Landfremde keine originären, von Zentrale und Krone unabhängigen Machtbastionen im Königreich besaß, verbürgte dem Vasa-König loyale Sachwalterschaft.

Da Johann Casimirs Position nicht institutionalisiert war, brach sie mit dem Tod seines Gönners, Gustav Adolfs, vollständig zusammen. Verbal und zeremoniell erhielt der Pfalzgraf nach wie vor die größten Ehrenbezeugungen, aber (diesen Hiatus, der vor einer Überbewertung titularischer und performativer Aspekte warnen könnte, hat Kappelmayer nicht problematisiert) für die feine Gesellschaft Stockholms war er nun bedeutungslos, und politisch sowieso. Er zog sich in die Provinz zurück und errichtete dort »fürstliche Schlösser im westeuropäischen Stil« (S. 494).

Haben wir eine gelungene Biografie vor uns? Mehr und weniger. Einerseits wirft Kappelmayer viele Seitenblicke: alle möglichen »Kriegshandlungen« in Mitteleuropa, allerlei Besitzgeschacher ebendort (und nicht nur in Schweden), der – eigentlich ja zwischen Hofburg, Pfalz-Neuburg und Kurbrandenburg ausgetragene – Streit um die Regierungsgewalt über Jülich und Kleve (auf gleich zwanzig Seiten) oder aber schwedische Außenpolitik, Kriegführung und Administration im Allgemeinen. Andererseits entzieht sich uns der Pfalzgraf ins Schemenhafte. Als Persönlichkeit bleibt er ungreifbar.

Nun verspricht Kappelmayer eingangs auch gar kein Lebensbild. Aber für den Leser wird doch zusehends zum Motivationsproblem, warum er sich in Rangrangeleien und Karrierestrategien eines Mannes vertiefen soll, der ihm so gar nicht plastisch wird. Die Fußnoten belegen ein überaus großes Lesepensum in Forschungsliteratur, aber war es am Ende gar des Guten zu viel? Verstellte das den Blick auf die Archivalien? Jedenfalls spricht Johann Casimir ziemlich selten wortwörtlich zu uns. Ausführliche Zitate, beispielsweise aus seinen Briefen (etwa an Frau und Kinder – sehnte sich der alternde Pfalzgraf in seinen Provinzschlössern nach ihnen, teilte er mit ihnen dieses individuelle Bangen, jenes persönliche Hoffen, suchte er ihnen zeitdiagnostische Einsichten und politische Überzeugungen zu vermitteln?) hätten ihn uns sicher nähergebracht.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ziehen wir die Summe! Die Dissertation kündigt von immensem Rechercheleiß. Ihr Autor hat die Geduld, dicke Bretter zu bohren. Die Fähigkeit zu wissenschaftlichem Arbeiten hat er fraglos nachgewiesen. Auch, weil so wenige Archivzitate Zeitumstände und Person lebendig werden lassen, ist es freilich eine anstrengende Lektüre.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Christian Kleinschmidt, Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit.
Die Weltwirtschaft 1500–1850, München (C. H. Beck)
2017, 128 S., zahlr. Abb. (C. H. Beck Wissen, 2869), ISBN
978-3-406-70800-8, EUR 8,95.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Cornelius Neutsch, Siegen

Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit? Der Titel mag bei einem Gesamtumfang von nur 128 Seiten auf den ersten Blick etwas verwundern, die eigentliche Thematik des Büchleins ist jedoch deutlich enger gefasst, was bereits bei Lektüre des Klappentextes deutlich wird. Der Autor fragt »nach den Gründen für den Aufstieg Europas und beschreibt die Entstehung und die Integration der Weltwirtschaft in der Frühen Neuzeit«. Die Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts wird lediglich in Form kurzer Ausblicke thematisiert.

Sieht man einmal von dem etwas zu voluminös geratenen Titel ab – bei der Wahl mögen verkaufsstrategische Gründe eine Rolle gespielt haben – legt Christian Kleinschmidt eine gut geschriebene Darstellung auf dem Stand der aktuellen Forschung vor, die auch Studierende, die nicht unbedingt die Wirtschaftsgeschichte zu ihrem Studienschwerpunkt erhoben haben, in eine komplexe Thematik einzuführen versteht.

Sehr gelungen ist der, das Interesse des Lesers weckende Einstieg. Am Beispiel des Handelsproduktes Pfeffer exemplifiziert der Autor zunächst diejenigen Prozesse, die sich für die Entwicklung während der Frühen Neuzeit als entscheidend herausstellen sollten.

Dabei geht es ihm primär »um das Zusammenwachsen unterschiedlicher Wirtschaftsräume zu einer Weltwirtschaft, um Mechanismen der Verflechtung, der Integration und Interaktion, wobei auch nach Expansion und Durchdringung sowie nach Dominanz und Abhängigkeit gefragt wird«.

Um den einer spezifischen historischen Konstellation zu verdankenden Aufstieg Europas und die von diesem Kontinent ausgehende Entstehung und Integration einer frühneuzeitlichen Weltwirtschaft zu erfassen, werden fünf zentrale Faktoren(-bündel) in den Blick genommen: (1) die Bevölkerungsentwicklung, insbesondere die (Zwangs-) Migrationen zwischen großen Wirtschaftsräumen (2) Ideen, Weltanschauungen und kulturelle Einrichtungen, die den Handel und wirtschaftlichen Austausch förderten oder hemmten; (3) der Austausch von Wissen und Technologie mit Blick auf Wirtschaftskontakte und Transporttechnologie; (4) die Rolle von Politik und Gewalt; (5) die Rolle von Institutionen für Handel, Recht und Märkte:

(1) In den (Zwangs-) Migrationsbewegungen von Arbeitskräften, Siedlern und Kaufleuten sieht Kleinschmidt eine wichtige Ursache für wirtschaftliche Dynamik auf Arbeitsmärkten sowie für Ideen- und Technologieaustausch. Der Handel mit Sklaven aus Afrika begründete die europäische Plantagenwirtschaft auf dem amerikanischen Kontinent als Teil des so genannten »atlantischen Dreiecks«, europäische Siedler ließen sich in den Kolonien nieder; Reisen, Stützpunkte und Netzwerke von Kaufleuten wirkten als Katalysatoren für den Wirtschafts- und Technologieaustausch.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

(2) Das europäische Expansionsstreben »gepaart mit europäischer Neu-Gier« war geprägt durch hohe Risikobereitschaft und – so Kleinschmidt – zugleich Ausdruck einer »Kultur der Offenheit« und führte im Zeitalter der Aufklärung in Europa zu einer reflektierten Auseinandersetzung mit dem »Eigenen« und dem »Fremden«, was zu einer zunehmenden europäischen Dominanz beitrug.

(3/4) Die weltwirtschaftliche Integration sieht Kleinschmidt weiterhin befördert durch eine spezifisch europäische Kombination aus »Geist und Gewalt«, d. h. Innovationen, technisches Wissen sowie Techniktransfers waren gekoppelt mit einem hohen Maß an Aggressivität und Gewaltanwendung.

(5) Unterstützend auf den Prozess einer beginnenden weltwirtschaftlichen Integration wirkten außerdem institutionelle Innovationen. Die Staatsbildung im Europa der Frühen Neuzeit mit der damit verbundenen Handelspolitik des Merkantilismus in ihren verschiedenen Ausprägungen führte beispielsweise zur Bildung von Handelskompanien, die aus privatwirtschaftlicher Initiative staatlich abgesicherten Interkontinentalhandel betrieben.

Ein zusammenfassendes Fazit, ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur sowie ein Orts- und Sachregister runden die Darstellung ab. Eine Grafik zum atlantischen Dreieckshandel sowie eine Weltkarte, auf der die globalen Silberströme zwischen 1650 und 1750 dargestellt sind (jeweils auf den Innenseiten des Umschlags), werden durch weitere Grafiken im Text ergänzt und visualisieren zentrale Fakten.

Kleinschmidts Befunden zur beginnenden globalen Wirtschaftsintegration der Frühen Neuzeit ist grundsätzlich zuzustimmen. Er räumt ausdrücklich ein, dass es hierbei noch nicht um »Globalisierung im Sinne einer internationalen Integration von Güter-, Kapital- und Arbeitsmärkten, vorangetrieben durch neue Technologien auf dem Gebiet der Kommunikation, der Information und des Transportwesens mit dem Effekt weltweiter Konvergenzprozesse« gehandelt hat, sondern möchte die von ihm thematisierte Entstehungsphase der Weltwirtschaft im Sinne einer »Proto-Globalisierung« verstanden wissen. In diesem Kontext stellt sich dann allerdings die Frage, ob der Begriff »Weltwirtschaft« nicht – wie bereits von der älteren Forschung postuliert – der Zeit ab Mitte des 19. Jahrhunderts vorbehalten bleiben sollte, obwohl, wie Kleinschmidt richtigerweise anführt, bereits in der Frühen Neuzeit durch Märkte integrierte arbeitsteilige Strukturen vorhanden waren, wenngleich in sehr begrenztem Umfang.

Dies soll allerdings den hohen Wert des Bändchens nicht schmälern, dem eine weite Verbreitung zu wünschen ist, da es vorzüglich geeignet ist, bei Studierenden der Geschichtswissenschaft Interesse für wirtschaftshistorische Fragestellungen zu wecken und zur weiteren Beschäftigung mit der Thematik anzuregen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Mathis Leibetseder (Hg.), Kreuzwege. Die Hohenzollern und die Konfessionen, 1517–1740, Berlin (Selbstverlag des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz) 2017, 480 S., ca. 200 farb. Abb., ISBN 978-3-923579-30-3, EUR 28,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Annalena Müller, Basel

Im Rahmen des Lutherjahres konzipierten das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz und das Kunstgewerbemuseum der Staatlichen Museen zu Berlin die Sonderausstellung »Kreuzwege. Die Hohenzollern und die Konfessionen, 1517–1740«, welche vom 7. April bis zum 9. Juli 2017 im Schloss Köpenick zu sehen war. Begleitend ist im Selbstverlag des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz ein umfangreicher Ausstellungskatalog erschienen. Anhand von neun Aufsätzen und rund zweihundert Objekten, welche wiederum nach drei Kategorien (1. Themen, 2. Orte, 3. Personen) gruppiert sind, beleuchtet der Katalog das Verhältnis zwischen der Hohenzollern-Dynastie und der Reformation samt der sich anschließenden Konfessionalisierung.

Die ersten beiden Aufsätze des Bandes diskutieren die dynastische Politik der Hohenzollern im 15. und im 16. Jahrhundert. Der erste Essay (Jürgen Herold) zeigt die engen familiären Verbindungen der Hohenzollern zu den Gonzaga und Mantua sowie der römischen Kurie auf, sowie deren bedeutende Rolle für die hohenzollernschen Kirchenregimente in den brandenburgischen Territorien. Der Aufsatz von Mathis Leibetseder folgt den Hohenzollern dann ins Jahrhundert der Reformation und zeigt, dass, mit der Entscheidung für die lutherischen Lehren, die internationalen (katholischen) Verbindungen der Hohenzollern weitgehend gekappt wurden.

Die Untersuchungen von Matthias Pohlig und Frank Göse, welche zwar erst später im Band kommen, bauen chronologisch und inhaltlich auf das Thema auf und widmen sich der brandenburgischen Kirchenpolitik im 17. und frühen 18. Jahrhundert. Pohlig betrachtet die Konversion des brandenburgischen Kurfürsten Johann-Sigismund (1572–1620) vom lutherischen zum calvinistischen Glauben im Jahr 1613. Anstatt nach den Motiven und Konsequenzen der Konversion zu fragen, stellt Pohlig den Entscheidungsprozess in den Mittelpunkt. Dieser Ansatz verändert das Bild zwar nicht grundsätzlich, hilft aber den Handlungshorizont der Akteure besser zu erhellen (S. 88). Als Resultat der »Wende« von 1613 kann festgehalten werden, dass den Hohenzollern mit der Konversion zum Calvinismus zwar der erneute Anschluss an die europäische Hocharistokratie gelang, dafür nahmen sie aber in Kauf, dass im heimatlichen Brandenburg Herrscherhaus und Untertanen dauerhaft unterschiedlichen Konfessionen angehörten. Frank Göses Aufsatz geht den aus dieser Konstellation resultierenden Spannungen zwischen Herrscherhaus, Geistlichkeit und Untertanen nach.

Die verbleibenden vier Aufsätze widmen sich schlaglichtartig einer Reihe unterschiedlicher Themen aus den Bereichen Wissens-, Kunst- und Sozialgeschichte. Franz Körndles Untersuchung zeigt auf, dass sich die Musikförderung und -pflege an den Hohenzollernhöfen im 16.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jahrhundert zunehmend von den kirchlichen Institutionen löste und die (religiöse) Hofmusik einen wichtigen Beitrag zum Siegeszug der bereits vor der Reformation aufgekommenen, aber heftig umstrittenen, mehrstimmigen Kirchenmusik leistete. Frank Ulrich Prietz' Aufsatz widmet sich Johannes Carion (1499–1537), dem einflussreichen Hofastrologen des Kurfürsten Joachim I., Markgraf von Brandenburg (1484–1535). Dass Carion trotz seiner Verbindungen zu Luther und Melanchthon am Hofe des katholischen Joachim I. zu großem Einfluss gelang, demonstriert, laut Prietz, welche großen Stücke der Kurfürst auf den Astrologen hielt (S. 76).

Alexander Schunka geht schließlich dem modern anmutenden Phänomen der Migration nach. Im Zentrum der Betrachtung steht dabei die Migrationsbewegung Salzburger Protestanten nach Preußen im Spannungsfeld von pietistischer Propaganda einerseits und der primär sozio-ökonomisch motivierten Aufnahmebereitschaft andererseits. Der einzige Beitrag einer Frau zum Sammelband stammt von der Kunsthistorikerin Stefanie Leibetseder. Sie stellt in ihrem Beitrag über die Köpenicker Schlosskirche die Bedeutung reformierter Architekten und Kupferstecher für die Vermittlung französischer und niederländischer barocker Formensprache am Berliner Hof heraus.

Im Anschluss an die neun Aufsätze enthält der Katalog viele großformatige Abbildungen der Ausstellungsexponate, darunter eine Vielzahl an Plänen, Schriftstücken, hochkarätigen Werken der Goldschmiede- und Buchkunst und natürlich auch der berühmte Thesendruck von 1517 samt umfangreich erklärenden Texten. Die Exponate sind in drei Rubriken geordnet: 1. Themen (Reformation, Drei Konfessionen, Kirchenordnungen, Musik, Astrologie), 2. Orte (Berlin, Halle, Minden, Potsdam, Köpenick) und 3. Personen (Georg, Herzog Albrecht, Kardinal Albrecht, Joachim I., Joachim II., Johann Sigismund, Friedrich Wilhelm, Friedrich I., Friedrich Wilhelm I.). Alles in Allem erlaubt der Ausstellungskatalog sowohl spannende Überblicke als auch schlaglichtartige, tiefere Einblicke in eine Reihe von Themen rund um die Reformation im hohenzollernschen Einflussgebiet. Die gut geschriebenen, fundierten und dennoch relativ kurzen Essays machen den Inhalt nicht nur einer historisch und thematisch interessierten Öffentlichkeit zugänglich sondern sie bieten sich auch als Lehrmaterial auf gymnasialer und universitärer Ebene an.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ulrike Ludwig, Das Duell im Alten Reich. Transformation und Variationen frühneuzeitlicher Ehrkonflikte, Berlin (Duncker + Humblot) 2016, 390 S., 8 Tab., 16 Abb. (Historische Forschungen, 112), ISBN 978-3-428-14673-4, EUR 99,90.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Florian Schönfuß, Köln

Angesichts der Frage, worum es sich bei einem Duell handelt, bemüht die historische Forschung nicht selten noch immer langgehegte historisierende Idealbilder eines streng formalisierten, klar abgrenzbaren, sozial exklusiven Phänomens – ein bei genauerem Hinsehen indes oft schablonenartig rückprojiziertes Duellverständnis vor allem des 19. Jahrhunderts. Die vielschichtige Entstehungsgeschichte jener wirkmächtigen Stereotype macht jedoch lediglich einen perspektivischen Exkurs der vorliegenden Habilitationsschrift von Ulrike Ludwig aus. Was demgegenüber die Zeitgenossen des 16. bis 18. Jahrhunderts selbst unter einem Duell verstanden, welchen Wandlungen die unter diesem Begriff subsumierten Ehrkonflikte und Gewaltpraktiken unterlagen, mithin der »Prozess der Transformation frühneuzeitlicher Ehrkonflikte zum Duell« (S. 15) formt ihren eigentlichen Untersuchungsgegenstand. Diesen speziell für das Gebiet des Alten Reiches zu fokussieren, folgt dabei nicht allein dem Gebot weitklaffender Forschungslücken, sondern bietet, so Ludwig, die besondere Chance, divergierende regionale Aneignungen und Ausprägungen markieren zu können, um das Duell als scheinbar »fertige Idee« (S. 20) im europäischen Kontext weiter in Frage zu stellen.

Dazu stützt sich die Autorin auf eine breite Quellenbasis, die sich neben etlichen mehr oder minder überregionalen Druckwerken juristischer, theologischer wie insbesondere für das 18. Jahrhundert auch literarischer Natur weitgehend aus Gerichtsakten speist. Gemäß dem begriffszentrierten Ansatz beschränken sich letztere konsequenterweise auf Strafprozesse und Injurienklagen, welche nach den beständig präzisierten landesherrlichen Duellmandaten verhandelt wurden. Um die entsprechende Rechtspraxis möglichst differenziert zu erfassen, werden mit Kursachsen, den mecklenburgischen Herzogtümern, Preußisch-Pommern, Schwedisch-Pommern, komparativ dazu an schwedischen Hofgerichten jenseits Pommerns verhandelten Fällen, einige »möglichst unterschiedliche« (S. 24) Reichsterritorien beispielhaft in den Fokus gerückt. Diese gezielte Auswahl verbürgt im Rahmen der Gesamtanalyse eine Reihe zweckmäßiger Vergleichsmöglichkeiten, etwa hinsichtlich der Größe des Territoriums, der herrschaftlichen respektive juristischen Zentralisierung, der höfischen Kultur oder der Militärpräsenz, kann jedoch kaum darüber hinwegtäuschen, dass hier eine Konzentration auf die protestantischen Territorien Ostmittel- und Nordostdeutschlands erfolgt, die mit Blick auf den prominent im Titel firmierenden Untersuchungsraum des Alten Reiches nur bedingt repräsentativ erscheint.

Die nicht nur räumlich weitgesteckten Erkenntnisziele der Studie spiegeln sich gleichermaßen in deren Gliederung. Nach einer recht



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

knappen Skizzierung der »Ausgangspunkte« (S. 11–30), die in kritischer Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung ein auch heuristisch überzeugendes Konzept zur Loslösung von festgefügt-formalisierten Duelldefinitionen hin zu einer vielgestaltig-wandelbaren Form des Ehrenkampfes entwickeln, widmet sich Ludwig im zweiten Abschnitt des Bandes zunächst den »Vor- und Mitläufern« (S. 31) des Duells in Europa, also vermeintlichen Rahmenphänomenen wie dem gerichtlichen Zweikampf, dem ritterlichen Turnier oder der Fehde. In ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Duellwesens in der Forschung ohnehin umstritten, vermag die Autorin diese im Zuge einer eingehenden quellenkritischen wie theoretischen Reflexion (Ehrkonzepte) spürbar weiter zu relativieren, womit sie ihre These eines reinen Begriffstransfers jenseits feststehender Handlungsmuster untermauert.

Dass seit dem beginnenden 17. Jahrhundert zunächst allein das Wort »Duell« aus Italien und Frankreich in den deutschsprachigen Raum übernommen wurde, welches jedoch keine neuartigen, sondern vielmehr altbekannte Muster des Ehrkampfes bezeichnet habe, kann Ludwig anhand der systematischen Auswertung normativer Texte (Antiduellpredigten, Rechtsgutachten, Duellmandate) im – etwas phantasielos überschriebenen – dritten Kapitel »Das Duell im Alten Reich« (S. 58–163) ebenso klar herausarbeiten wie eine seit dem frühen 18. Jahrhundert spürbar zunehmende rechtliche Ausdifferenzierung insbesondere bezüglich der immer stärker am konkreten Konfliktablauf orientierten Strafkataloge.

Die folgende Diskussion des scheinbar eklatanten Widerspruchs zwischen den harten Sanktionsdrohungen der landesherrlichen Duellmandate und einer territorien- wie aktorsgruppenübergreifend einmalig ausgeprägten Gnadenpraxis stellt nicht nur argumentativ einen gewissen Höhepunkt der Studie dar. Dies zu konstatieren fällt umso leichter, als es Ludwig unter Anwendung des soziologischen Konzepts der Normenkonkurrenz (Heinrich Popitz) gelingt, jene augenfällige Diskrepanz in der Rechtspraxis mit der grundsätzlichen Unvereinbarkeit einer ständeübergreifenden gesellschaftlichen Erwartungshaltung gewaltsamer Ehrverteidigung im Duell und deren juristischer Sanktionierung als »Majestätsbeleidigung« (S. 159) im Sinne einer Ablehnung der Gerichtsgewalt des Landesherrn als Angriff auf dessen Herrschaftsanspruch stichhaltig zu erklären. Die Deutung der in den Duellmandaten fixierten strengen Strafandrohungen, die in der Regel bis zur Todesstrafe reichten, als Akt herrschaftlicher Symbolpolitik erscheint auch deshalb einleuchtend, als, wie die Autorin aufzeigen kann, an gleicher Stelle gewissermaßen kompensatorisch eine zunehmende Differenzierung und Verschärfung der Sanktionierung von – potenziell duellauslösenden – Injurien zu beobachten ist.

Dass diese idealtypische Logik verbesserten gerichtlichen Ehrenschatzes keineswegs zur Vermeidung von Duellen taugte, das inhärente Problem der Normenkonkurrenz also fortbestand, zeigt ein näherer Blick auf die im vierten Abschnitt analysierten »Akteursgruppen« (S. 164–232). In den insgesamt 559 ausgewerteten Gerichtsverfahren begegnen neben »vertrauten Vertretern« (S. 164) wie Adligen und Militärpersonen durchaus einige »unerwartete Protagonisten« (S. 165) wie vor allem Handwerker, während die Gruppe der Studenten mit ihrer für das 19. Jahrhundert sehr ausgeprägten Duellkultur noch kaum in Erscheinung tritt. Ob jenseits dieser rein geburts- bzw. berufsständischen Fallzuordnung gruppenspezifische



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Duellkulturen bestanden und inwiefern diesen gegebenenfalls ein stabilisierendes Distinktionspotenzial eigen war, fragt die Autorin in einem zweiten Schritt. Aufgrund der Uneindeutigkeit des frühneuzeitlichen Duellbegriffs, unter dem Ludwig über den Quellenbestand hinweg eine Vielzahl ganz unterschiedlicher Praktiken des Ehrkampfes nachweisen kann, sei das Duell gerade kein Instrument zur Demonstration ständisch-sozialer Exklusivität gewesen, zu welchem Zweck zudem effektivere Distinktionsmittel zur Verfügung gestanden hätten. Man mag hier einwenden, ob dieser Befund, jenseits nicht zu leugnender gruppenspezifischer Gewaltkulturen, nicht auch ein Stück weit der besonderen Quellenproblematik bei einer Konzentration auf Prozessakten geschuldet ist. Deren in der Tat bemerkenswerte Reichhaltigkeit besteht in nahezu vollständiger Ermangelung einschlägig auswertbarer Selbstzeugnisse freilich umso mehr.

Sehr wohl zur Artikulierung von ständischer Zugehörigkeit geeignet gewesen seien demgegenüber Injurienklagen nach den Duellmandaten, wurden entsprechende Anzeigen – im Gegensatz zu den Duellfällen selbst – in diesem Rahmen doch allein dann zugelassen, wenn es sich bei den Kontrahenten um Adlige, Offiziere oder höhere Staatsbeamte handelte. Anhand etlicher Fallbeispiele erörtert Ludwig im fünften Abschnitt »Konflikttypen und Konfliktlogiken« (S. 233–302) jene strategische Form der Justiznutzung und legt unter Verweis auf diverse alternative Möglichkeiten der Ehrverteidigung ferner dar, dass sich der Austrag eines Duells oft weder unausweichlich noch sonderlich attraktiv darstellte. Jenseits von einheitlichen Konfliktlogiken votiert Ludwig daher für eine Einordnung des frühneuzeitlichen Duells als lediglich einer von zahlreichen Varianten des Ehrkampfes, die sie hinsichtlich ihrer Entstehungszusammenhänge in »Stellvertreterkonflikte«, »Wettkampfspiele« und »Entgleisungskonflikte« zu kategorisieren vorschlägt. Nach erwähntem Exkurs zur »Erfindung der Geschichte des Duells« (S. 303–322), der die Genese eines modernen, formalisierten Duellverständnisses als »vorsätzlicher, geplanter Gewaltakt« (S. 330) u. a. auf breitrezipierte literarische Formen aufgeklärter Duellkritik, lexikografische Systematisierungsversuche sowie theologische Rückgriffe auf biblische Vorbilder zurückführt, resümiert Ludwig die ansehnliche Bilanz ihrer Ergebnisse in »Acht Thesen zum Duell im Alten Reich« (S. 323–332).

Vor dem Hintergrund der deutlichen regionalen Schwerpunktsetzung, die trotz einiger Verweise auf dort verortete Studien den katholisch geprägten, durch eine stärkere Orientierung nach Frankreich und Italien charakterisierten Süden und Westen des Alten Reiches kaum berücksichtigt, wirken diese in Teilen etwas ambitioniert. Die präsentierten Befunde geben damit jedoch gleichsam ein noch entschiedeneres Plädoyer für weitere transregional vergleichende Studien zu einer offen und variabel gedachten Entwicklungsgeschichte des Duells im europäischen Kontext. Unbeschadet dessen legt Ulrike Ludwig eine insgesamt sehr beachtliche, argumentativ eng geschlossene, wohlgewichtete und äußerst quellengesättigte Arbeit vor, die in mannigfacher Weise neues Licht auf ein hochkomplexes, in der Forschung vieldiskutiertes, und doch für den Untersuchungszeitraum lange zu monolithisch interpretiertes Phänomen wirft. »Das Duell im Alten Reich« dürfte für die einschlägige Forschung künftighin Referenzcharakter gewinnen und darüber hinaus auch weiteren



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Themenfeldern – etwa der Rechtsgeschichte oder der Adelsforschung – wertvolle neue Impulse vermitteln.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2018.1.45723](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45723)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Richard Maber (dir.), La France et l'Europe du Nord au XVIIe siècle: de l'Irlande à la Russie. XIIe colloque du Centre international de rencontres sur le XVIIe siècle. Université de Durham, 26–29 mars 2012, Tübingen (narr/francke/attempto) 2017, 241 p. (Biblio 17. Suppléments aux »Papers on French Seventeenth Century Literature«, 214), ISBN 978-3-8233-8054-2, EUR 68,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Frédérique Harry, Paris

On ne peut commencer la lecture des actes du XIIe colloque du Centre international de rencontres sur le XVIIe siècle sans penser à l'adage voltairien, écrit plusieurs décennies plus tard à Catherine de Russie, tant ces études confirment la puissance évocatrice du Nord. Cet ouvrage comble un manque dans la recherche sur le XVIIe siècle en proposant une analyse des »relations littéraires, culturelles et intellectuelles entre la France et les pays de l'Europe du Nord au XVIIe siècle« (avant-propos). Perspective féconde si l'on se souvient des mouvements de populations, suite à la révocation de l'Édit de Nantes, des déplacements d'explorateurs ou philosophes, pensons aux derniers jours de Descartes à Stockholm, mais aussi des translations et des circulations de modèles littéraires et esthétiques.

L'ouvrage se compose de 18 contributions, de taille condensée et accessibles, auxquelles s'ajoutent une introduction de Pierre Ronzeaud, un index et une bibliographie, organisée en deux axes, l'un réunissant les œuvres datant d'avant 1800 et l'autre, dites »moderne«, pour les ouvrages contemporains. L'ouvrage permet plusieurs entrées, à la fois géographique, disciplinaire et thématique, qui rendent la lecture variée, aisée et enrichissante.

L'ouvrage part d'un constat paradoxal que Rainer Zaiser développe dans son article sur l'imaginaire boréal et qui problématise l'ensemble de l'ouvrage. Le concept de Nord, qui comprend l'Europe septentrionale dans un sens extensif, apparaît d'emblée multiforme, dépassant le simple »antagonisme entre les pays civilisés du Sud et les régions sauvages du Nord« (p. 19) pour participer d'une construction qui autorise l'établissement un jugement poétique, esthétique, philosophique et culturel que l'ensemble de l'ouvrage met en perspective. La représentation du Nord sert in fine des débats ouverts sur l'autre et sur la culture de référence, où l'ironie sur soi pointe, comme le montrent par exemple les articles »Comment peut-on être lapon?« de Sylvie Requemora-Gros et »La Moscovie de la Mothe Le Vayer: pays de l'Europe du Nord?« par Iona Manea. La représentation du Nord dépasse la réflexion sur soi, et ouvre le champ de l'autocritique dans laquelle »la théâtralisation de l'Autre« (p. 194) et l'impact des représentations remettent en perspective le »caractère absolu que les Occidentaux attribuent à leurs propres coutumes« (p. 180). Si la place laissée à la reine Christine (pas moins de trois articles lui étant consacrés) nous invite à confirmer la puissante fonction imaginaire du Nord, l'ambivalence de la reine, incarnation de la »barbarie nordique« (»La Reine Christine: transgression et galanterie«, par Nathalie Grande) et symbole de la



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

transgression des règles de la bienséance et de la sexualité, ne peut ainsi exclure et occulter les échanges avec le monde des Lettrés français qui atténuent »les frontières entre la France et les pays du Nord« (p. 48), comme l'approfondit Jean Leclerc dans son article.

L'ouvrage fait ainsi la part belle aux mécanismes de circulation mais n'oublie pas la puissance créatrice de la rencontre avec l'autre. Le champ spécifique de la littérature fait l'objet de plusieurs contributions portant sur la relation entre l'Angleterre et la France qui mettent en évidence les conceptions de nouveaux modèles littéraires, construits à la fois en opposition et dans la complémentarité. Les articles de Marie-Claude Canova-Green, qui note l'ambivalence anglaise sur les comédies de Molière servant de matériau à des pièces éloignées du style français, ainsi que les contributions de Christian Zonza ou de Pascal Thouvenin offrent ainsi une perspective intéressante sur la construction de nouveaux modèles esthétiques et leur normalisation.

Force est de constater que la circulation des idées représente ainsi un croisement essentiel de ce volume. Cette problématique traverse l'ensemble des contributions, de façon indirecte ou non, avec par exemple l'étude de la lecture précise et active de La Rochefoucauld par la reine Christine (»L'exercice moraliste. Christine de Suède, lectrice de La Rochefoucauld et auteur de sentences«, par André Laidli), ou l'analyse proposée par Richard Maber, éditeur du volume, sur »Les érudits français et l'Allemagne au XVIIe siècle«. Les approches quantitatives complètent des analyses resserrées, comme la contribution de Pierre Bonnet sur Basnage de Beauval (»Tolérantisme et anticatholicisme chez les publicistes à l'aube des Lumières: le cas Basnage de Beauval«), et permettent la mise en lumière des chemins de la philosophie au XVIIe siècle européen.

Les contributions, que l'on ne peut toutes résumer ici, problématisent chacune à leur manière le vaste champ ouvert par l'interrogation implicite que porte le titre de l'ouvrage. On peut cependant noter quelques absences, sur le monde scandinave, dont les relations avec la France sont pourtant très riches à cette époque, une remarque que nous nuancions immédiatement tant les articles sur le commerce de la licorne et l'image du Lapon savent retenir l'attention du lecteur. C'est, de surcroît, une force de cet ouvrage que d'avoir pu prendre en compte les confins du monde nordique, comme, par exemple, le Groenland.

Les articles semblent confirmer le rôle d'un puissant vecteur boréal de l'imaginaire, mais appellent à nuancer son univocité et à prendre en considération la diversité de ses applications. C'est là un des intérêts principaux de cet ouvrage, qui couvre une grande région, non-unifiée et aux enjeux disparates. L'importance des personnes et des relations s'impose à la lecture de ce volume, et appelle à développer l'étude de la correspondance, »véritable moteur de la vie intellectuelle du siècle« (p. 86). Les passionnantes contributions réunies dans ce volume sauront ainsi intéresser le néophyte, les experts du XVIIe siècle et ceux de l'histoire des représentations et de l'Europe dans son sens large, en faisant aussi bien voyager le lectorat dans l'espace nord-européen que dans celui des représentations boréales.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Valerie Mainz, Days of Glory? Imaging Military Recruitment and the French Revolution, Basingstoke, Hampshire (Palgrave Macmillan) 2016, XVII–298 p., 38 b/w, 8 col. ill. (War, Culture and Society, 1750–1850), ISBN 978-1-137-54293-9, EUR 85,59.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Wolfgang Kruse, Hagen

Die Historiografie der Französischen Revolution hat, von Ausnahmen abgesehen, lange Zeit vor allem den neuartigen, in die Zukunft weisenden Charakter dieses revolutionären Aufbruchs in die Moderne in den Mittelpunkt gerückt. Seit einiger Zeit hat sich die Perspektive indes zu verschieben begonnen und die Revolution ist sehr viel stärker an Entwicklungen unter dem Ancien Régime angebunden worden. Diese Verschiebung der Perspektive kennzeichnet auch die hier zu besprechende Arbeit, die ihr Thema der revolutionären militärischen Rekrutierung nicht nur im Zeichen des *iconographic turn* aus kunstgeschichtlicher Perspektive betrachtet, sondern es zugleich auch in die prägende Tradition künstlerisch relevanter Genres, Motive und Ideologisierungen einordnet, die sich vor allem im Konzept der »gloire« verdichteten.

Die erste Hälfte des Buches ist dementsprechend den Rekrutierungsformen, ihrer Darstellung und ihrer symbolischen Deutung in der Frühen Neuzeit bis zur Revolution gewidmet. Ausgehend von einem grundsätzlich freiwilligen Charakter der frühneuzeitlichen Söldnerheere, werden im ersten Hauptkapitel bildnerische Darstellungen der Werbemaßnahmen, der Einschreibungsakte und der Übergänge aus der zivilen in die militärische Welt interpretiert und historisch eingeordnet. Besonders treten dabei die Bezahlung, die Perspektive militärischen Ruhms und der von Trauer der Frauen begleitete Abschied der Rekruten hervor, ein Spannungsverhältnis, das nicht zuletzt die antikisierenden Heldenbilder in der Historienmalerei von Jacques-Louis David und seiner Schule auszeichnete.

Das zweite Hauptkapitel behandelt die Prägungen und Transformationen des Konzeptes der »gloire« und seiner spezifisch militärischen Ausformungen auf dem Weg zu neuen, reformerischen Konzepten des »soldat citoyen«, eingebunden in Vorstellungen von staatsbürgerlichem Patriotismus und nationaler Pflichterfüllung, wie sie auch in die revolutionären Militär- und Kriegskonzepte einfließen. Nunmehr bei der Revolution angelangt, werden im dritten Hauptkapitel revolutionäre Rekrutierungsbilder in der »aufsteigenden« Phase der Revolution bis zum Sturz der Jakobinerherrschaft 1794 interpretiert und eingeordnet. Dabei geht es vor allem um den Eintritt in die Nationalgarde, die revolutionäre Massenmobilisierung für den Krieg, das militärische Engagement von Künstlern und die spezifische Bedeutung von militärischen Abschiedsszenen. Herausgearbeitet wird eine Entwicklung, die von der glorifizierenden Darstellung des freiwilligen patriotischen Engagements der Bürger für die Verteidigung der revolutionären Errungenschaften zur beschwörenden, oft propagandistischen Darstellung eines vermeintlich selbstverständlichen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Befolgens des Rufes zu den Waffen durch gute Bürger. Anders als in den idealisierenden Gestaltungen des 19. Jahrhunderts waren diesen Darstellung jedoch auch noch die mit der Rekrutierung verbundenen Probleme eingeschrieben, vor allem durch den Einbezug der um die in eine fremde und bedrohliche Kriegswelt einrückenden Soldaten trauernden Familien, insbesondere der Frauen. Die eigentlichen Widersprüche auf dem Weg zur staatlich durchgesetzten Wehrpflicht blieben jedoch, so die gut begründete These der Autorin, ausgespart; nicht zuletzt deshalb, weil sich ihre Darstellungen noch nicht aus den Traditionen der überlieferten bildlichen Formensprache zu lösen vermochten.

Im vierten Kapitel werden geschlechtergeschichtliche Interpretationen weniger von Rekrutierungsbildern – in denen Frauen generell für die zurückbleibende Familie und Heimat standen – als von allgemeineren Darstellungen militärisch ausgerüsteter und kämpfender Frauen vorgestellt. Hier tendieren Bildanalyse und -interpretation allerdings sehr schnell dazu, die darin enthaltenen weiblichen Rollenklischees oder den ironisch abwertenden Charakter herauszustellen, während die Ambivalenzen der Darstellung kämpfender Frauen allzu schnell in den Hintergrund geraten. Im Folgenden rücken allegorische Frauengestalten der *patrie* und antikisierende Frauenbilder in den Vordergrund, die von den kämpfenden Männern heldenhaftes militärisches Engagement einfordern und damit zugleich dazu dienen, den revolutionär-soldatischen Kampfgeist männlicher Soldaten ebenso wie das herrschende Bild der Geschlechterrollen zu idealisieren. Künstlerisch stärker geprägt von der Neuheit der revolutionären Situation waren demgegenüber Bilder, die als Mix aus überkommenen und zeitgenössischen Elementen den Massencharakter revolutionärer Aufbruchsszenen oder aber, wie in den modernsten, erst Ende der 1790er Jahren feststellbaren Gestaltungsformen, die Verwundbarkeit kämpfender Männer darstellen.

»Fame's Two Trumpets«, die zwei Trompeten des Ruhms, ist das letzte Kapitel überschrieben, in dem es vor allem um satirische Gegenperspektiven zur idealisierenden Propaganda geht. Wie bereits im vorhergehenden Kapitel, rückt dabei das Thema der Rekrutierung eher in den Hintergrund. Neben teilweise aus England stammenden Karikaturen der revolutionären Bürgersoldaten und vielschichtigen Darstellungen unterschiedlicher Haltungen zu Wehrpflicht und militärischem Ruhm treten erneut Darstellungen verwundeter und toter Soldaten in den Mittelpunkt der Betrachtung. Zur abschließenden Interpretation einer anonymen Darstellung des Grabes von General Hoche als ironische Karikatur auf einen zum Krieg aufrufenden General, der nicht im Kampf, sondern an Schwäche gestorben ist, möchte der Rezensent allerdings Zweifel anmelden. In jedem Fall hätte bei der Interpretation dieses Bildes der nur in einer Anmerkung angedeutete innenpolitische Zusammenhang mit dem aufkommenden Militarismus und dem die französische Politik tiefgehend prägenden Staatsstreich vom 4. Fructidor des Jahres V weit gründlicher einbezogen werden müssen. Denn nachdem zuerst Hoche als militärischer Protagonist dafür vorgesehen war, wurde dieser Staatsstreich nur wenig später von General Augereau durchgeführt, dessen Nachfolge auf dem Bild bereits von der Allegorie des Ruhms angekündigt wird.

Insgesamt bietet die Untersuchung interessante, differenziert entwickelte und nicht zuletzt anregende Einblicke in die Bildwelten



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

der militärischen Rekrutierung und des Militärdienstes unter dem französischen Ancien Régime und in der Revolution. Die Autorin lässt sich dabei von der überzeugenden Perspektive leiten, in den bildlichen Darstellungen keine Abbilder der historischen Realität zu sehen, sondern sie immer als symbolischen Ausdruck von Sinnzusammenhängen und Sinnkonstruktionen zu begreifen. Geschichtswissenschaftlich betrachtet, bleibt der Erkenntniswert aber etwas begrenzt, weil die neuartige Qualität der revolutionären Orientierungen nur begrenzt in den Blick kommt: Wegen des kunstgeschichtlich überzeugend herausgearbeiteten Weiterlebens tradierter bildnerischer Gestaltungsmöglichkeiten, die anfangs weit weniger als die Sprache zur Innovation in der Lage waren; aber auch wegen dem der Arbeit zugrundeliegenden Interpretationsmuster, das mit der Orientierung am Übergang von den freiwilligen Rekrutierungsformen des Ancien Régime zur modernen Wehrpflicht für die Offenheit der revolutionären Konstruktion des Bürgersoldaten eher wenig Raum lässt.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Alistair Malcolm, *Royal Favouritism and the Governing Elite of the Spanish Monarchy, 1640–1665*, Oxford (Oxford University Press) 2017, XIV–305 p., 9 fig., 4 tabl. (Oxford Historical Monographs), ISBN 978-0-19-879190-4, GBP 65,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Alain Hugon, Caen

Depuis une dizaine d'années, on assiste à une redécouverte des œuvres tardives du Siècle d'or espagnol, de Baltasar Gracián en philosophie politique à Murillo en peinture. Les historiens ne sont pas en reste qui s'intéressent de plus en plus souvent aux années traditionnellement qualifiées de «décadence de l'Espagne». Par ce regain d'intérêt, ils analysent une période ouverte par les sécessions de 1640 et se terminée par l'extinction biologique des Habsbourg d'Espagne en 1700. *Lecturer* à l'université de Limerick, Alistair Malcolm propose une réflexion neuve de la deuxième partie du règne de Philippe IV (1605–1665), considérant les années 1643 à 1665. Pour cela, il s'appuie sur son doctorat soutenu en 1999, à propos de la politique espagnole de Luis de Haro (1598–1661), neveu et successeur du comte-duc d'Olivares comme favori (*valido*) de Philippe IV. Par cette présente publication, l'auteur offre une mise au point des dernières recherches sur ce quart de siècle de transition entre le Siècle d'or et le Grand Siècle.

Alistair Malcolm adopte une démarche éloignée des modes historiographiques. Loin de «l'histoire d'en bas», son étude porte sur les relations au sein de l'élite politique espagnole et sur leurs pratiques de pouvoir dans les conseils et les juntas de gouvernement. Quant à l'analyse de la monarchie polycentrique, en dehors des Pays-Bas espagnols, l'influence des possessions non ibériques du roi catholique paraît ne pas avoir eu d'effet sur la politique de Madrid. En revanche, les nominations de vice-rois et de gouverneurs de ces principautés sont interprétées à l'aune des rapports de force au sein de la cour de Philippe IV et dans leurs relations avec le principal ministre (le *valido*). Ces présupposés trouvent leur explication dans la problématique choisie: le ministériat se complairait dans les guerres, il les nourrirait par ses appétits de puissance car les politiques belliqueuses seraient une des principales sources de leur assise. Ces considérations valent pour la monarchie espagnole avec le comte-duc d'Olivares ou Luis de Haro, et pour le royaume de France avec Richelieu et Mazarin.

Dans une première partie, Alistair Malcolm définit les limites du *valimiento*, en s'appuyant sur les théories du prince parfait et sur le portrait idéal de son *valido*. Les caractères instables du pouvoir et des hommes, développés par les penseurs néo-stoïciens tels que Gracián ou Saavedra Fajardo s'appliquent partiellement à Luis de Haro car, à la différence d'Olivares, il était affable, sincère et patient selon les témoignages de l'époque. Ces traits lui permirent d'occuper cette fonction médiatrice entre le roi et la noblesse. Contrairement à l'idée répandue selon laquelle le roi d'Espagne serait un «roi caché», A. Malcolm confirme l'accessibilité du monarque à ses sujets, les audiences et les placets étant des moyens pour parvenir au souverain alors que les divers offices



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

curiaux ouvraient les voies de la cour à toute une catégorie de nobles, dans les limites toutefois de l'imposant cérémonial de la plus grande cour européenne. Progressivement, entre 1643 et 1648, Luis de Haro s'imposa comme *valido*, écartant ses rivaux et s'aidant de ses réseaux familiaux. Sa participation à la défense de l'Andalousie et la réussite de la levée du siège de Lérida rehaussèrent son prestige à un moment où le roi perdait son épouse, Élisabeth de Bourbon (1644), ainsi que son fils, l'héritier du trône (1646).

La deuxième partie consacrée à l'étude de l'élite ministérielle expose la manière dont Luis de Haro devient un rouage essentiel du pouvoir monarchique tout en s'écartant des pratiques autoritaires antérieures: Haro agissait par la négociation et, plus subtilement encore, il déplaçait ceux qui le gênaient, les nommant à des postes éloignés de la cour. Dans ses rapports avec les villes et les territoires, il usa de certains allègements fiscaux (p. 107). Les tableaux des nominations (p. 122 et p. 150) aux présidences des conseils et aux grands postes de l'empire complètent cet argumentaire pour confirmer la centralité d'une élite qui fonctionnait en réseaux, en grande partie »interconnectée« (p. 111), dont les alliances tissent des liens étroits – amicaux ou adverses – entre les principales familles aristocratiques. L'ouverture des secrétariats, grâce à la formation dans les universités (Salamanque et les *colegios mayores*), offraient des gestionnaires compétents et bien souvent dévoués au *valido*. C'est ainsi que Luis de Haro disposa progressivement d'une clientèle dans l'administration, dont le cœur se trouvait à la chambre de Castille qui pourvoyait aux postes importants du royaume. Les testaments de ces individus témoignent de la solidarité de ce groupe. La qualité de l'argumentation et le grand intérêt de ces démonstrations offrent néanmoins un portrait trop idyllique de cette gouvernance; il doit être nuancé face aux affirmations d'une monarchie »extrêmement loyale et très stable« (p. 111) et de révoltes limitées dans les territoires de Philippe IV (p. 115). Or, durant ces années, l'empire ibérique se trouvait au bord de la désagrégation, ébranlé par les sécessions, par la révolution napolitaine et par les émeutes andalouses, sans compter les attaques françaises, anglaises et hollandaises contre les possessions d'Amérique. Ainsi doit-on fortement nuancer l'existence d'une administration gouvernementale fonctionnant très bien sous cette direction (p. 171, 176). Arndt Brendecke a récemment démontré que la monarchie croulait sous la paperasse, qu'elle n'arrivait plus à gérer les flux de rapports et de contrôles et que le conseil des Indes se trouvait débordé par l'abondance des affaires à traiter.

La troisième partie traite des rapports que le *valido* entretient avec la question de la guerre et de la paix entre 1648 et 1665. Alistair Malcolm en précise trois caractères; d'une part, une priorité donnée aux affaires ibériques, dont le Portugal, face aux possessions d'Italie, des Pays-Bas, d'autre part, une tendance à reporter sur l'extérieur – le Saint Empire, les Flandres, Naples ... – les demandes d'assistance militaire et, enfin, une réticence constante à conclure tant que l'issue des négociations n'apparaît pas avantageuse. Derrière ces choix, réside la conviction partagée par le souverain et une grande partie de cette élite que la Providence avait choisi la maison de Habsbourg comme instrument de sa volonté sur Terre.

Les échecs militaires successifs contraignirent Haro à négocier: Alistair Malcolm dissèque les rapports de force entre les membres du gouvernement espagnol pour montrer comment s'imposa le choix de négocier au traité des Pyrénées (1659). Si le *valido* fut gratifié par le roi à



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

l'aboutissement de ce traité, on peut se montrer réservé sur cette réussite diplomatique (p. 232) car Philippe IV devait abandonner sa fille aînée qui allait épouser le Roi-Soleil avec la promesse d'une dot que la monarchie se trouvait dans l'incapacité de verser; de plus, il cédait une grande partie de l'Artois sur la frontière flamande, le comté de Roussillon (avec la forteresse de Salces) et 33 villages de Cerdagne à la frontière franco-espagnole. Tout au plus, Luis de Haro réussit-il sans trop de contestation à se maintenir au plus haut niveau du gouvernement jusqu'à sa disparition deux années plus tard.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

John McCallum (ed.), Scotland's Long Reformation. New Perspectives on Scottish Religion, c. 1500–c. 1660, Leiden (Brill Academic Publishers) 2016, XII–230 p., 4 ill. (St Andrews Studies in Reformation History), ISBN 978-90-04-32393-3, EUR 110,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Michael Maurer, Jena

Was 2017 für Deutschland war, bedeutete 2010 für Schottland: das Jahr des großen Reformationsjubiläums (in diesem Falle: des 450jährigen). 1559/1560 ist in schottischen Geschichten ein festes Datum, nach dem auch gerne periodisiert wird. Freilich unterschied sich das schottische Reformationsgedenken dadurch, dass die herkömmliche Symbiose von Staat und Kirche heutzutage in vielfacher Weise gebrochen ist und dass sich Staat und Kirche, trotz versuchsweiser Vereinnahmung der Reformation durch die Nationalisten, nur sehr zurückhaltend zu einem gemeinsamen Gedenken an 1560 zu entschließen vermochten. Doch ging das Jubiläum auch an der Wissenschaft nicht spurlos vorüber: Der vorliegende Band dokumentiert eine Tagung an der traditionsreichen Universität St Andrews (1410 als erste schottische Universität gegründet, noch ein Jubiläum!), welche sich mit neuen Ansätzen der schottischen Reformationsgeschichte beschäftigte.

Damit wird aber auch bereits die fundamentale Differenz zwischen der heutigen historischen Wissenschaft und einer identitätspolitischen oder konfessionell motivierten Befassung mit der Reformation deutlich. Denn wenn es überhaupt *einen* gemeinsamen Nenner der neueren Forschungen zur schottischen Reformationsgeschichte gibt, dann ist es der, dass so etwas wie ein »Ereignis Reformation« nicht mehr wahrgenommen wird. Vielmehr sind alle acht Beiträgerinnen und Beiträger des Bandes (sie repräsentieren die jüngere Generation überwiegend schottischer Historiker in diesem Felde) zumindest in einem Punkt einig, dass die großen Daten der politischen und Kirchengeschichte, an denen frühere Generationen ihr Verständnis geschärft haben, so nicht mehr gültig sind.

2010 wurde in St Andrews gleichzeitig eines anderen Jubiläums gedacht: Vor 50 Jahren erschien die magistrale Deutung der schottischen Reformationsgeschichte durch Gordon Donaldson (»The Scottish Reformation«, Cambridge 1960), und seither hat niemand mehr eine Synthese von gleichem Gewicht gewagt. Das hat durchaus auch konzeptionelle Gründe: Den jüngeren Historikerinnen und Historikern erscheint das Geschehen, das als »Reformation« kanonisiert ist, als ein langfristiger Prozess, und zwar in doppelter Hinsicht: Indem man sich von einer konfessionellen Deutung der Reformation abwendet und den Veränderungen, die unter maßgeblicher Einwirkung von John Knox bewirkt wurden, zuwendet, wird erstens deutlich, dass die Kontinuitäten zur mittelalterlichen Kirche stärker sind, als man zu Zeiten glaubte, und dass die Einflüsse der Reformatoren (trotz der namhaften Adligen, die sich für diese einsetzten, und trotz der politischen Durchsetzung), sich erst langfristig wirklich auf die schottische Geschichte auswirken konnten. Wenn die Schotten im 18. Jahrhundert als eingeffleischte



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Protestanten erschienen, die nicht nur in der Doktrin Calvin folgten und im reformierten Katechismus sattelfest waren, sondern auch in ihrer Mentalität zutiefst von reformierten Verhaltensformen geprägt waren, erweist sich das als Ergebnis eines Prozesses, den man sich mindestens bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ausgedehnt denken muss.

Solche Ergebnisse verdanken sich in hohem Maße nicht nur einem konzeptionellen Umdenken und dem Bemühen, auch katholische Deutungsansätze miteinzubeziehen, sondern auch der verbesserten Tiefenschärfe historischer Kenntnisse. In den vergangenen Jahrzehnten wurden zahlreiche Untersuchungen zu kleineren Städten (jenseits der berühmten vier: Edinburgh, Glasgow, St Andrews, Aberdeen) vorgelegt wie auch zur Durchsetzung der Reformation in ländlichen Gebieten. Sie bestärken insgesamt die Differenzierungen, dass es nicht nur einen Typus der Reformation gab, sondern mehrere (ja, dass die Unterscheidung einer Reformation »von oben« oder »von unten« für Schottland gar nicht anwendbar sei) und dass in jedem Falle reformatorisches Denken einen langen Weg der Umsetzung nehmen musste, bis es schließlich die Köpfe aller Untertanen formieren konnte. Ein weiteres gemeinsames Ergebnis der Beiträge liegt darin, dass man sich von einem Affekt früherer Zeiten freigemacht hat: Die schottische Reformation dürfe auf keinen Fall mit der englischen verglichen werden. Gegenwärtig gibt es zwar noch keine wirklich überzeugende Synthese der »britischen Reformationen« (bei der auch Wales und Irland einzubeziehen wären), aber grundlegende Betrachtungsweisen wie die einer langen Periode der Durchsetzung kommen offenbar aus der englischen Forschung nach Schottland (vgl. Nicholas Tyacke, *England's Long Reformation, 1500–1800*, London 1998).

Wer sich für die sozialen und kulturellen Veränderungen interessiert, welche durch die schottische Reformation bewirkt wurden, wird nach wie vor auf das unübertroffene Meisterwerk von Margo Todd zurückgreifen (»The Culture of Protestantism in Early Modern Scotland«, New Haven, London 2002). Was der vorliegende Band beiträgt, sind einzelne Aspekte (zur Reformation bzw. Kontinuität in den Städten St Andrews und Stirling, zur Armenfürsorge, zur Bedeutung des Abendmahls, zur Auffassung der Liturgie, zur Spätscholastik von Aberdeener Philosophieprofessoren in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, eine Spezialstudie zu John Ogilvie, einem in Schottland tätigen Jesuiten, der 1615 hingerichtet wurde, und zur Frage eines gemeinsamen Protestantismus der Engländer und Schotten als Voraussetzung der Anbahnung einer staatlichen Union). Alle diese Studien sind solide und willkommen; sie liefern insgesamt Belege zu den oben skizzierten Grundtendenzen neuerer Forschungen zur schottischen Reformationsgeschichte.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Una McIlvenna, Scandal and Reputation at the Court of Catherine de Medici, Abingdon-New (Routledge), 2016, X–224 p. (Women and Gender in the Early Modern World), ISBN 978-1-4724-2821-9, GBP 95,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Nicolas Le Roux, Paris

Cette étude porte sur la place des femmes à la cour de France dans la deuxième moitié du XVI^e siècle et sur la circulation de l'information dans l'univers curial. D'emblée, Una McIlvenna déconstruit le mythe de l'«escadron volant» de Catherine de Médicis. L'expression, employée pour la première fois dans «Les amours de Henri IV», ouvrage anonyme publié en 1695, désigne le groupe de jeunes femmes que la machiavélique Italienne aurait utilisé pour séduire les principaux acteurs du jeu politique, afin de leur extorquer des informations ou de les compromettre. À la fin du XVII^e siècle, la réputation de Catherine de Médicis n'était plus à faire: c'était une «femme ambitieuse et méchante», qui cherchait à maintenir son autorité à tout prix en suscitant les «divisions publiques» et en dressant les grandes maisons du royaume les unes contre les autres, comme l'expliquaient «Les amours de Henri IV». La cour elle-même était vicieuse et corrompue, gangrenée par l'athéisme, la magie, la lâcheté, la perfidie et les assassinats! Et c'est dans ce cadre que Catherine de Médicis aurait mobilisé «un Escadron Volant [...] composé des plus belles femmes de la Cour, dont elle se servoit à toutes mains pour amuser les Princes et les Seigneurs, et pour découvrir leurs plus secrettes pensées». «Les amours de Henri IV» s'inscrivent dans une longue généalogie de textes hostiles à Catherine de Médicis, qui ont commencé à être diffusés dans les années 1570, quand les huguenots travaillaient à disqualifier la figure de la Florentine qui avait cherché à les anéantir lors de la Saint-Barthélemy.

La cour de France a connu, au XVI^e siècle, une explosion de ses effectifs, et les femmes y ont tenu une place grandissante. Parallèlement, la cour a été soumise à un processus de publicisation de son activité, qui culmina quand Catherine de Médicis fut accusée de gouverner dans son unique intérêt et de vouloir détruire la noblesse du royaume en encourageant les rivalités entre maisons aristocratiques. Plusieurs auteurs ont souligné la place des femmes à la cour, et notamment Brantôme, dont le «Recueil des dames» propose une remarquable galerie de portraits féminins et une collection d'anecdotes souvent scabreuses.

Una McIlvenna associe la question de la position des femmes à la cour à celle de la réputation. Après avoir fait la généalogie du mythe de l'escadron volant dans un chapitre liminaire, elle présente deux études thématiques portant sur le développement de la littérature satirique prenant pour cible les mœurs de la cour, et sur la diffusion de l'information à l'époque des guerres de Religion. Elle examine ensuite trois cas de dames compromises dans des affaires jugées scandaleuses: Isabelle de Limeuil, Françoise de Rohan et Anne d'Este.

Les dames occupent une place de plus en plus importante à la Renaissance, et si Castiglione a souligné le caractère central qu'elles doivent jouer dans la civilisation des mœurs aristocratiques, elles demeurent sur le plan légal des êtres soumis aux hommes, et subissent



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

parfois des violences terribles. Una McIlvenna rappelle ainsi que Françoise de La Marck a été assassinée en 1577 par son mari, René de Villequier, l'un des proches d'Henri III. L'affaire scandalisa, mais Villequier ne fut pas inquiété. La réputation de la cour se dégrada considérablement dans les années 1570 et 1580. Des pasquils manuscrits dénonçaient les mœurs dissolues des dames et des courtisans; les textes publiés se multipliaient également. La littérature pamphlétaire parvint à son apogée à l'époque de la Ligue (voir les travaux de Tatiana Debbagi-Baranova).

Jamais on n'avait publié autant de textes de combat; jamais on ne s'en était pris aussi directement aux acteurs du jeu politique, qu'il s'agisse de l'entourage royal, dans un premier temps, puis du roi lui-même en 1589. Comme à Venise, pour laquelle les travaux sur la dissémination de l'information sont nombreux (Filippo De Vivo, Elizabeth Horodowich, etc.), Paris devint à la fin du XVI^e siècle un lieu de production et de diffusion de l'information exceptionnel, et les autorités monarchiques ne parvinrent pas à maîtriser cet incessant flux de mots.

Les trois études de cas proposées par Una McIlvenna sont particulièrement intéressantes. Isabelle de Limeuil fut la première victime des pratiques de destruction de la réputation féminine à la cour des derniers Valois. Maîtresse du premier prince de Condé – qui était marié –, Isabelle de Limeuil donna naissance à un enfant en mai 1564, ce qui ne pouvait être toléré à la cour. Elle fut immédiatement enfermée dans un couvent. Pour mieux détruire sa réputation, on proclama qu'elle avait voulu empoisonner le prince de la Roche-sur-Yon. Ce type d'accusation, pratiquement impossible à récuser, fut repris en 1588 pour disqualifier Charlotte-Catherine de La Trémoille, qui fut accusée d'avoir assassiné son mari (le second prince de Condé) après l'avoir trompé.

Una McIlvenna propose une analyse passionnante des moyens utilisés par l'accusée pour se défendre et susciter la sympathie. Finalement, Condé parvint à faire évader Isabelle de Limeuil, mais l'affaire avait pris une dimension européenne et les huguenots cherchèrent à toute force à détourner le prince de sa maîtresse car celle-ci était catholique. Condé se remaria avec Françoise d'Orléans-Longueville, et son ancienne maîtresse épousa Scipion Sardini, un proche de la reine mère.

Françoise de Rohan, qui ne fut pas traitée d'empoisonneuse, incarna le modèle de la femme abusée. En 1556, elle reçut une promesse de mariage de la part de Jacques de Savoie, duc de Nemours. Una McIlvenna insiste sur la valeur de la parole donnée dans la société du XVI^e siècle, et sur la prédominance de l'oralité dans la culture aristocratique. Françoise de Rohan donna naissance à un enfant, mais Nemours ne l'épousa pas (il devait finir par se marier avec Anne d'Este, duchesse douairière de Guise, en 1566). L'affaire, portée en justice par Françoise de Rohan, ne fut réglée qu'en 1580, quand la plaignante accepta de se déclarer divorcée du duc de Nemours. Cela revenait à reconnaître la validité de l'engagement initial. En contrepartie, elle obtenait des terres et des rentes. Son fils, Henri, n'avait pas une position facile, et c'est sur lui que, finalement, retomba la condamnation sociale. Placé dans l'ordre de Malte, il devint grand prieur d'Auvergne, mais se comporta de façon violente, et c'est lui qui fut enfermé.

Le dernier cas étudié est celui d'Anne d'Este, veuve du premier duc de Guise, qui se remaria avec Nemours. Fortement engagée dans la vendetta familiale qui finit par coûter la vie à l'amiral de Coligny, elle fut par la suite l'une des promotrices de la Ligue, avec sa fille, la duchesse de Montpensier, après l'assassinat de son fils, Henri de Guise, en décembre



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

1588. Anne d'Este et la duchesse de Montpensier ne furent pas épargnées par la propagande royaliste. On disqualifia leur combat en faisant d'elles des femmes lubriques, prêtes à séduire les hommes pour assouvir leur soif de vengeance et de pouvoir.

Fondé avant tout sur la littérature imprimée du temps, le livre d'Una McIlvenna met en évidence le caractère extrêmement fragile de la réputation féminine à la Renaissance. Si Anne d'Este était assez bien connue (voir les travaux de Christiane Coester), Françoise de Rohan et Isabelle de Limeuil l'étaient bien moins avant qu'Una McIlvenna ne se penche sur elles. Le temps des guerres de Religion fut celui du scandale: scandale de l'hérésie, scandale du chaos politique et de la violence, mais aussi scandale de l'honneur bafoué ou de la réputation entachée, et l'image des femmes en sortir particulièrement malmenée.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2018.1.45728](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45728)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Pascale Mormiche, Stanis Perez (dir.), Naissance et petite enfance à la cour de France. Moyen-Âge–XIXe siècle, Villeneuve-d'Ascq (Presses universitaires du Septentrion) 2016, 234 p. (Histoire et civilisations), ISBN 978-2-7574-1379-1, EUR 23,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Nina Pösch, Bonn

Seit den 1980er Jahren hat sich die Beschäftigung mit der Kindheit in der Vormoderne in zahlreichen Forschungsunternehmungen niedergeschlagen. Durch die Wende hin zu neuen Themenbereichen wie der Körpergeschichte, der *gender history* und der Mentalitätsgeschichte in den 1990er und 2000er Jahren haben sich für die Untersuchung der Kindheit ebenso wie den damit verbundenen Themenbereiche der Schwangerschaft und Geburt neue Forschungsperspektiven ergeben.

Der vorliegende Band untersucht diese Themenbereiche in Bezug auf die mittelalterliche und frühneuzeitliche Hofgesellschaft, in der Fruchtbarkeit, Schwangerschaft, Geburt und frühe Kindheit von eminenter politischer Bedeutung waren. Er entstand aus einer internationalen Tagung, die am 27. und 28. Februar 2014 in der Maison des sciences de l'homme Paris-Nord stattfand. Die von Stanis Perez und Caroline zum Kolk organisierte Tagung stellte die erste Veranstaltung von Cour de France.fr dar, welche es sich zum Ziel gemacht hat, aktuelle Forschungstendenzen in der Hofforschung aufzugreifen und Forschungslücken zu schließen.

Der Band enthält zwölf Aufsätze, von denen elf in französischer und einer in englischer Sprache verfasst sind und die einen Zeitraum vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert behandeln, wobei der Schwerpunkt klar auf der Frühen Neuzeit liegt. Es war das erklärte Ziel der Herausgeber, einen Fokus auf bestimmte Epochen, die bisher in der Hofforschung dominierten, wie beispielsweise die Regierungszeit Ludwigs XIV., zu vermeiden. Neben dem französischen wird auch der burgundische Hof, zum Teil in vergleichender Perspektive, behandelt. Der Band befasst sich mit den Themenbereichen Fortpflanzung, Schwangerschaft und (frühe) Kindheit am Hof sowie deren Rezeption und symbolische Darstellung. Die Sichtweise auf die oft als männliche Sphäre wahrgenommene Hofgesellschaft soll damit akzentuiert werden.

Der erste Teil des Tagungsbandes behandelt unter dem Titel »Prendre soin des princesses et des princes« die (frühe) Erziehung am Hof unter medizin- und zeremoniellgeschichtlichen Gesichtspunkten.

Der erste Beitrag von Laurie Baveye-Kouidrat befasst sich mit Geburten und Geburtshilfe und dem damit betrauten medizinischen Personal am burgundischen Hof des Spätmittelalters. Untersucht werden dabei vor allem die Hebammen, von denen allerdings wenige namentlich bekannt oder biographisch greifbar sind. Für den Untersuchungszeitraum stellt Baveye-Kouidrat sowohl eine zunehmende Professionalisierung des Hebammenberufs als auch deren nachlassende Bedeutung fest. Entgegen dem Bild von Geburten als rein weiblichen Angelegenheiten kam es zu einem zunehmenden Bedeutungszuwachs des männlichen medizinischen Personals und insbesondere der Chirurgen. Pauline



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ferrier behandelt anhand der sogenannten *layette* am Hof Ludwigs XIV. mit der mit Geburten verbundenen materiellen Kultur, während Pascale Mormiche das mit Schwangerschaften in der königlichen Familie verbundene Zeremoniell im 17. und 18. Jahrhundert untersucht. Besonders beachtet werden dabei die Bekanntgabe der Schwangerschaft gegenüber verschiedenen Instanzen (dem König, der europäischen Fürstengesellschaft, den eigenen Untertanen) und deren politische Implikationen, sowie die Begleitung der Schwangerschaft durch Änderungen im Hofzeremoniell. Auch die Bedeutung von religiösen Praktiken der Schwangeren und das Zeremoniell während der Geburt werden berücksichtigt.

Die institutionelle Basis für die Erziehung königlicher Kinder untersucht Caroline zum Kolk anhand der *Maison des enfants de France* am Beispiel der Kinder Heinrichs II. und Katharina de Medicis. Das dabei hervorgehobene Themenfeld der medizinischen Versorgung von Kindern am Hof wird auch in dem folgenden Beitrag von Jacqueline Vons (Tours) anhand einer polemischen Auseinandersetzung des Arztes Rodolphe Le Maistre mit seinen Kritikern untersucht. Die 1616 vom Arzt der jüngeren Kinder Maria de Medicis veröffentlichte Brochüre »La santé du prince ou le soing qu'on y doit observer« spiegelt den zeitgenössischen Diskurs über geeignete medizinische Behandlungsmethoden wieder.

Der zweite Teil behandelt das Themenfeld der Darstellung königlicher Körper in Bezug auf (Un)fruchtbarkeit und Geburt.

Ghislain Tranié untersucht die Auswirkungen von Unfruchtbarkeit auf die königlichen Körper anhand des Beispiels Heinrichs III. und Louises von Lothringen, wobei er die Probleme in der Selbstdarstellung und der symbolischen Kommunikation, die dem Paar aufgrund der Kinderlosigkeit entstanden, sowie Lösungsversuche in Form von Selbstdarstellung in Bildern der Königin und höfischen Balletten, untersucht. Stanis Perez befasst sich mit der Symbolik von Geburten am Hof im 17. und 18. Jahrhundert, wobei er einen grundlegenden Weg von einer mit Allegorien und Verweisen auf die Mythologie und Astrologie und der Darstellung von Geburten als göttliches »Wunder« hin zu einer zunehmend rationalisierten Darstellungsweise der Kinder der Königsfamilie als »Kinder des Staates« oder der Nation feststellt. Emmanuelle Verthiaux untersucht die – seltenen – bildlichen Darstellungen von Schwangerschaften französischer Königinnen und Prinzessinnen von der Frühen Neuzeit bis ins 19. Jahrhundert. Solche Darstellungen wurde nur in Krisenzeiten, wenn die Schwangerschaft und Geburt eines Thronfolgers dringend erwartet wurde, angefertigt und stellten daher Versuche der propagandistischen Überwindung der durch die Nachfolgeproblematik aufgetretenen Instabilität der Monarchie dar.

Der dritte Teil behandelt Fortpflanzung und Geburten in ihren politischen Dimensionen.

Stéphanie Richard (Paris IV) beschäftigt sich mit Annullierungsversuchen von Ehen französischer Könige im Spätmittelalter, anhand von drei Fällen, die in diesem Zeitraum vor kirchliche Gerichte gebracht wurden. Die beiden Fälle, in denen die Annullierung erfolgreich war, basierten beide auf der Unfruchtbarkeit der Königin und erfolgten kurz nach der Thronbesteigung. Der fehlende Nachwuchs machte die Königinnen hier also politisch angreifbar. Neben der Fruchtbarkeit konnte allerdings auch, wie im Fall Ludwigs XII., die Entscheidung zur Annullierung dadurch beeinflusst werden, dass sich für den neuen König politisch bedeutendere Heiratsmöglichkeiten



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

ergaben. Der Beitrag von Steven Thiry vergleicht dagegen die Feiern von Geburten und Taufen in Frankreich und Burgund im späten 15. und 16. Jahrhundert. Bei den habsburgisch-burgundischen Taufen richtet sich die symbolische Kommunikation dabei an die eigenen Untertanen, denen das Kind als rechtmäßiger zukünftiger Herrscher vorgestellt wird, während in Frankreich die Feierlichkeiten eher an die europäische Fürstengesellschaft adressiert waren.

In ihrem Beitrag zu den Feiern anlässlich der Geburt Ludwigs XIV. 1638 untersucht Géraldine Lavieille an den in der zeitgenössischen Publizistik verbreiteten bildlichen Darstellungen des Neugeborenen und seiner Eltern die Konstruktion eines »Wunders«, welches als Anzeichen für den göttlichen Schutz des Königshauses gewertet wurde. Sie hebt die starke religiöse Prägung der Feiern und insbesondere die Einbeziehung der Marienverehrung hervor. Charles-Éloi Vial untersucht Erziehungsprojekte Napoleons für seinen Sohn. In diesen wurde sowohl an die Praxis des Ancien Régime (Erziehung in einer Maison des enfants de France, Hierarchie des Personals) als auch des Alten Reiches (Verwendung des Titels »König von Rom« und des damit verbundenen Zeremoniells) angeknüpft.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Rolf Reichardt (Hg.), unter Mitarbeit von Wolfgang Cilleßen, Jasmin Hähn, Moritz F. Jäger, Martin Miersch, Fabian Stein, Lexikon der Revolutions-Ikonographie in der europäischen Druckgraphik (1789–1889), 3 Teilbände, Münster (Rhema) 2017, 2204 S., 475 farb., 1576 s/w Abb., ISBN 978-3-86887-041-1, EUR 220,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jean-Clément Martin, Paris

Il est impossible de ne pas être saisi d'admiration devant une telle publication: trois forts tomes qui présentent près de 2000 gravures relatives à la Révolution française et à ses échos dans le XIX^e siècle européen et qui les éclairent par des commentaires savants. Le maître d'œuvre, Rolf Reichardt, historien de la Révolution française et spécialiste de l'histoire culturelle bien connu, s'est entouré depuis 2008 d'une équipe d'auteurs venus d'Allemagne, d'Autriche, de Suisse, de France, de Belgique, d'Italie, de Grande-Bretagne et des Pays-Bas. Le projet est d'une simplicité redoutable: rendre compte de la rupture dans les arts liée à la Révolution française. Ce bouleversement a été entraîné par l'expression des revendications démocratiques et nationalistes qui naît à la fin du XVIII^e siècle, précisément avec la Révolution, et l'ouvrage la suit jusqu'à la fin du XIX^e siècle, même si seules les publications graphiques sont prises en considération.

Le projet se justifie amplement puisque les événements survenus en France ont été abondamment représentés immédiatement dans toute l'Europe, avant d'inspirer la constitution d'un répertoire de formes et de symboles dans lequel les artistes et polémistes ont largement puisé pour rendre compte des révolutions et des mouvements sociaux survenus dans les décennies suivantes. Il s'agit donc ici d'étudier comment un discours collectif a été mis en place, avec des échanges, des filiations et des réinterprétations en s'appuyant sur un corpus d'envers 11 000 représentations graphiques. Un lien http://prometheus.uni-koeln.de/pandora/source/show/giessen_lri permet d'accéder à la collection iconographique.

L'ensemble est organisé autour d'articles consacrés à des symboles renvoyant à des éléments factuels («La Bastille», «Tricolore», «La guillotine», ...) ou imagés («Le balai», «L'éteignoir», «Le corbillard», ...), à des pratiques politiques («La constitution», «Le serment», ...), à des groupes politiques («Les sans-culottes», «Les émigrés», ...), à des collectivités (les martyrs, le prolétariat, le peuple ...), à des thématiques déjà employées («L'âne», «Arlequin», «La scatologie», ...), comme à des allégories et des figures consacrées («Le temps», «Hercule», «Les bulles de savon», «Le squelette», ...) ou nouvelles («Liberté», «Égalité», «Fraternité», ...) sans oublier ni les métaphores tirées de la zoomorphologie, de la mode, de la nature («Lumière») ni les entités nées de la pratique révolutionnaire («Terreur», «Réaction», ...).

Chacune des 112 notices, comptant le plus souvent une dizaine de pages illustrées, est bâtie selon un schéma récurrent: la représentation du thème avant 1789, l'utilisation pendant la Révolution française, en France ou dans les autres pays, les prolongements dans le cours du



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

XIX^e siècle, ce qui permet de mettre en valeur les inventions introduites par l'épisode révolutionnaire. Ainsi suit-on l'arbre de la liberté depuis les traditionnels «mois» des fêtes populaires dans les années 1765 jusqu'aux arbres de 1848, en France et dans les colonies en passant par les usages ordinaires des arbres de la liberté plantés lors des grandes fêtes révolutionnaires; les arbres surchargés de cadavres tels que les caricatures contre-révolutionnaires les présentent sont cités également.

Significativement, une gravure de 1778 qui montrait un arbre de la liberté planté en opposition aux Anglais est reprise par son auteur en 1792, cette fois contre «toute armée antipatriotique» pour exalter les victoires des révolutionnaires. La tête du monarque qui ornait un bouclier a été remplacée par la mention «La Nation, la Loi, le Roi» permettant que la signification change et s'adapte à la novation politique. On saisit ainsi comment l'arbre est devenu ainsi symbole révolutionnaire dans tous les pays d'Europe.

Cette universalisation du signe révolutionnaire est illustrée évidemment par la guillotine, qui a certes succédé à la *mannara* napolitaine du XVI^e siècle mais qui a bouleversé le rapport à l'exécution et qui s'impose comme la marque même de la Révolution rompant avec l'ordre ancien. La sidération qui se met en place en Europe est illustrée par les caricatures qui la représentent dans les pays européens, l'ouvrage reproduisant même à cette occasion une photographie de boucles d'oreilles en forme de guillotine datant du XIX^e siècle. Or une telle linéarité fait problème quand un article traite de la Terreur. En parlant de «la terreur avant la Terreur», l'auteur, Rolf Reichardt lui-même, ne prend pas en considération le fait que la terreur a été une invention thermidorienne et considère que la période suit un déroulement inéluctable, passant par l'explosion inévitable et attendue de la violence «terroriste».

La même leçon pourrait être tirée des articles «Cannibales», «Guerre», «Massacre» ... Sans doute la Révolution est bien ce tournant radical qui fait entrer le monde dans la modernité du politique, mais l'impression de violence qui caractériserait la Révolution dans son ensemble est rendue indiscutable et sans aucune nuance d'autant que beaucoup des œuvres gravées sont des caricatures. L'unicité de la Révolution est ainsi postulée et reportée sur l'Empire, ce qui est rendu sensible quand certains articles («Europe», «Globe») font la part belle à Napoléon et à l'Empire ou quand d'autres («Avenir», «Rouge») décalent le regard vers la mutation culturelle des années 1830, montrant que la Révolution participe d'un mouvement qui l'excède et auquel elle contribue en apportant des éléments. À l'évidence, les conditions même de production des œuvres considérées influencent les messages qu'elles véhiculent maintenant encore.

Cette petite réserve est de peu de conséquences devant cet apport monumental de références et de réflexions, qui est complété de façon très efficace par des présentations érudites à propos des techniques de gravure, du marché de l'art, des genres comme des grands courants et grands auteurs, sans oublier les jeux illustrés (jeux de l'oie, de cartes), les silhouettes, les éventails ... tels qu'il est possible de les connaître aux XVIII^e et XIX^e siècles. Ces analyses peuvent, en outre, être croisées avec des monographies concernant les grands domaines géographiques, allemand, anglais, français, italien, néerlandais et suisse, néerlandais et suisse. Dans l'immense bibliographie qui a été consacrée à la Révolution française et à ses échos en Europe cette œuvre monumentale, séduisante et très bien documentée trouvera une place durable et totalement



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

justifiée. Elle est destinée à servir à des générations de chercheurs et d'enseignants.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2018.1.45730](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45730)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Christian O. Schmitt, Säuberlich banquerott gemacht.
Konkursverfahren aus Frankfurt am Main vor dem
Reichskammergericht, Köln, Weimar, Wien (Böhlau)
2016, 386 S., 6 Abb. (Quellen und Forschungen zur
höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich, 66), ISBN
978-3-412-50325-3, EUR 55,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christine Zabel, Essen

Der Konkurs, der uns heute als Synonym für Insolvenz dient, war spätestens seit dem 17. Jahrhundert »wichtigstes Institut zur Vollstreckung in das Vermögen eines zahlungsunfähigen Schuldners« (S. 11). Christian O. Schmitt legt mit seiner rechtshistorischen Dissertation eine Studie vor, die sich mit Norm und Praxis der Konkursverfahren am Reichskammergericht beschäftigt. Letzteres konnte im Konkursfall allerdings nur zweitinstanzlich wirken, weshalb der Autor entschied, um das Zusammenspiel untergerichtlicher und obergerichtlicher Verfahren beleuchten zu können, sich auf die am Reichskammergericht verhandelten Fälle aus dem Gerichtssprengel Frankfurt zu konzentrieren. Schmitt untersucht dabei insbesondere, welches Recht für die Konkursverfahren relevant war oder von den am Konkursverfahren beteiligten Personen aufgegriffen wurde.

»Säuberlich banquerott gemacht« stellt jedoch nicht nur institutionelle und rezeptionsgeschichtliche Fragen, sondern adressiert auch prozessuale Aspekte: Die Monografie stellt dar, welcher Verfahrensarten sich die Beteiligten bedienten und welche Prozessdauer in kammergerichtlichen Konkursverfahren zu erwarten war. Besonderes Augenmerk legt die Arbeit auf Prozesstaktik, Argumentation und Rolle der Prozessbeteiligten, sowohl der Funktionsträger am Reichskammergericht als auch der Parteien. Inwiefern der Autor nach eigener Maßgabe einen Beitrag zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte leisten kann, indem er fragt, ob es besonders konkursanfällige Wirtschaftszweige gab und ob Konkursfälle aus bestimmten Bereichen auffällig häufig verhandelt wurden, bleibt dabei unklar, untersucht er doch vor allem diejenigen Konkursfälle, die zweitinstanzlich am Reichskammergericht verhandelt wurden – eine Möglichkeit, die jedoch nicht von allen in Konkursfällen involvierten Personen genutzt wurde. Auch die Zielvorgabe zu analysieren, ob politische, wirtschaftliche oder militärische Ereignisse auf lokaler, Reichs-, europäischer oder gar globaler Ebene eine Rolle gespielt haben (bspw. die Gründung der Frankfurter Börse 1585, der Fettmilch-Aufstand 1612–1614, der Dreißigjährige Krieg, die Tulpenmanie 1637 oder die Südseekrise von 1720), kann anhand reichskammergerichtlicher Quellen nur bedingt untersucht werden. Die politische Funktion der Rechtsprechung am Reichskammergericht wird angenommen, jedoch nicht zwingend in den Quellen nachgewiesen, wenn der Autor erläutert, dass »das Spannungsverhältnis zwischen Kaiser und Ständen unmittelbar betroffen sein (musste), wenn eine Reichsinstitution wie das Reichskammergericht letztinstanzlich über Streitigkeiten aus den Territorien entschied und dabei stets die Möglichkeit der Aufhebung untergerichtlicher Urteile bestand« (S. 15).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Die Untersuchung der Rechtspraxis sowie die systematische Darstellung und Analyse der relevanten Normenkomplexe und Rechtsinstitute wird durch die Entstehungs- und Verlaufsgeschichte der Dogmatik ergänzt. Bevor Schmitt in seine detaillierte Fallanalyse einsteigt, die eine sehr gute Einsicht in die Aktenlage bietet, gibt uns der zweite Teil der Arbeit einen historischen Überblick über die Entstehung des Konkursrechts seit der römischen Antike. Der dritte Teil der Arbeit erklärt dann dezidiert die Verfahrensarten, Institutionen und die am Prozess beteiligten Personen und macht klar, inwiefern die gemeinrechtlichen Konkursprozesse vor den Untergerichten geführt wurden und nur durch Appellationen, Mandate und Zitationen vor das Reichskammergericht kamen.

Von den insgesamt 1634 am Reichskammergericht verzeichneten Akten aus dem Frankfurter Gerichtsprengel weisen 188 Prozesse konkursrechtliche Bezüge auf (S. 31), die im vierten Teil der Arbeit in drei Fallgruppen dargestellt wurden. Das *beneficium cessionis bonorum* (erste Fallgruppe), die vor dem Reichskammergericht regelmäßig als Zitation, seltener auch als Appellation gegen erstinstanzliche Verwehrungen der Rechtswohltat geltend gemacht wurde, war das wichtigste Rechtsmittel des Schuldners, um Infamie und Inhaftierung im Falle seiner Zahlungsunfähigkeit zu verhindern. Indem er sein Vermögen aufgab, seine finanziellen Verhältnisse offenlegte und unter Eid die Richtigkeit seiner Angaben sowie die Rückzahlung bei Meineidigkeit beschwor, wurde der Konkursprozess initiiert. Obwohl die Beantragung der Güterabtretung eigentlich bei den lokalen Untergerichten lag, kam es dennoch vielfach zu Güterabtretungsgesuchen vor dem Reichskammergericht, weil viele der vom Konkurs betroffenen Parteien nicht in Frankfurt ansässig waren und das Frankfurter Schöffengericht nur in Messezeiten bei Konkursfällen mit Bürgern anderer Territorien aktiv werden durfte. Ein weiterer Grund liegt Schmitt zufolge in den Bestrebungen von Seiten des Reichskammergerichts, »seine sachlichen Zuständigkeiten auszuweiten, was besonders auf die althergebrachten kaiserlichen Schutzrechte abzielte und schützenswerte Gruppen wie Witwen und Juden eine Möglichkeit einräumen sollte, ihre Streitigkeiten in erster Instanz vor das Reichskammergericht zu bringen« (S. 154).

Auch wenn der historische Nachweis für die Kompetenzausweitungsbestrebungen von Seiten des Reichskammergerichts ausbleibt, macht die Analyse deutlich, dass die Rechtswohltat der Güterabtretung in 70% der Fälle in der Tat von Juden beantragt wurde. Damit qualifiziert Schmitt Christoph Christian Dabelows Einschätzung aus dem Jahre 1801, mit der er feststellte, dass es im 18. Jahrhundert kaum noch zu Güterabtretungen gekommen sei. Schmitt bestätigt Dabelows These zwar für christliche Kläger – in der Tat wurden alle noch im 18. Jahrhundert verhandelten Fälle im 17. Jahrhundert begonnen – jedoch hält er auch fest, dass sich Abtretungsgesuche von Frankfurter Juden vor allem im 18. Jahrhundert konzentrieren (S. 155). Dies führt der Autor auf die sinkende Bedeutung von Haftstrafen nach Insolvenz zurück, eine bedenkenswerte Vermutung, die jedoch nicht weiter ausgeführt wird. Schmitt vermutet hier dennoch überzeugend: »Wenn christliche Schuldner somit meist auf die *cessio bonorum* verzichteten, musste nach dem Gesagten für Frankfurter Juden etwas anderes gelten. Viel spricht dafür, dass gegen Juden weiterhin Gefängnisstrafen verhängt wurden und jüdische Antragsstelle auch



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

im 18. Jahrhundert auf die Wohltat der Güterabtretung angewiesen waren« (S. 156).

Das *ius separationis* (zweite Fallgruppe) war römischrechtlich hergeleitet und ursprünglich dazu eingerichtet, die Hinterbliebenen nach dem Tod des Erblassers vor dem Zugriff von Erbschaftsgläubigern zu schützen. Bereits unter Justinian wurde dieses Recht auf den Konkursfall ausgeweitet, weil der Konkurs in seinen Auswirkungen dem Todesfall gleichgesetzt wurde. Das Güterabsonderungsrecht konnte von der Ehefrau jedoch nur dann in Anspruch genommen werden, wenn zwischen den Eheleuten eine Errungenschaftsgemeinschaft bestand und die beiden außerdem keinen gemeinsamen Handel betrieben hatten. Die Frage, wann ein gemeinsamer Handel anzunehmen war, war jedoch schwer zu klären, weshalb umstrittene Fälle vor dem Reichskammergericht zweitinstanzlich verhandelt wurden. Auch hier zeigt sich ein hoher Anteil jüdischer Appellanten: Erstinstanzlich wurde vom Frankfurter Schöffengericht nämlich durch Observanz der Praxis angenommen, dass jüdische Ehefrauen immer als Handelsfrauen anzusehen waren. Antijüdische Argumentationsmuster wurden dabei mit der Strenge des Rechts (*rigor leges*) begründet.

Durch dezidierte Einzelfallanalyse wurden die Urteile der Frankfurter Unterinstanzen in Appellationsverfahren vor dem Reichskammergericht korrigiert, das sich in Schmitts Lesart »stärker von sachlichen als von personenbezogenen Argumenten leiten ließ« (S. 213). Die Bedeutung der Einzelfallanalysen des höchsten Anrufungsgerichts wird auch in prioritätsrechtlichen Fragen (dritte Fallgruppe) deutlich, besonders deshalb, weil kein »systematisch abgeschlossenes Modell, in das einzelne Prioritätsrechte eindeutig hätten eingeordnet werden können«, existierte (S. 290).

Schmitts Studie leistet einen wichtigen Beitrag zur rechtlichen Institutionenanalyse des Alten Reiches, in der er sehr lesenswert Rezeptionsgeschichte und Norm mit der Praxis und Funktion der Unterinstanzen und der Zweitinstanz des Reichskammergerichts abgleicht. Für Historiker und Historikerinnen, die sich mit frühneuzeitlichen Konkursverfahren beschäftigen, bietet die Dissertation eine Systematik an, die den historischen Blick auf die Quellen in jedem Fall juristisch schärft.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Marina Stalljohann-Schemme, Stadt und Stadtbild in der Frühen Neuzeit. Frankfurt am Main als kulturelles Zentrum im publizistischen Diskurs, Berlin, Boston, MA (De Gruyter) 2017, X–493 S. (Bibliothek Altes Reich, 21), ISBN 978-3-11-050145-2, EUR 89,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Thomas Manetsch, Zürich

Der Autorin, die mit dem vorliegenden Buch an der Universität Osnabrück promovierte, geht es darum, die »langfristige[n] Veränderungen und Konstanten« (S. 4) in der Wahrnehmung Frankfurts am Main nachzuweisen, jener Stadt, die seit dem Beginn der frühen Neuzeit als Zentrum des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation galt. Die Untersuchung nimmt eine Sezierung der Deutungsmuster und semantischen Zuschreibungen vor, die in ihrer Gesamtheit vom 16. bis 18. Jahrhundert und in unterschiedlichen Mischverhältnissen das unverwechselbare Gepräge der Reichsstadt abgaben. Die analytische Stoßrichtung folgt der These, wonach die Stadt Frankfurt in der diskursiven Fortschreibung ihrer politisch-wirtschaftlichen Zentralstellung, die sie sich in Hoch- und Spätmittelalter als Wahl- und Krönungs- sowie Messestadt erworben hatte, bis zum Ende des alten Reiches über einen effektiven Bedeutungsverlust hinwegtäuschte.

Obwohl die bildenden Künste als Quellen solcher Sinnstiftungen nicht aus der Untersuchung ausgeschlossen werden, stehen in deren Zentrum doch die schriftlich fixierten »Erfahrungen und Eindrücke von der Stadt« (S. 5). Ein umfangreiches Verzeichnis der Schriftquellen (S. 436–454) lässt den enzyklopädischen Aufwand erkennen, der im Studium von Lobgedichten, Chroniken, Reiseberichten und Stadtschilderungen betrieben wurde. Dass ein solches Unterfangen indes unter dem Begriff »Stadtbild« präsentiert wird, wirkt unglücklich. Die Arbeit vollzieht damit einen eigentümlichen Bruch mit jüngsten Forschungstendenzen, die – der Autorin durchaus geläufig – hierfür auf den angelsächsischen Terminus »image« (oder »imaging«, Imagebildung; im Gegensatz zu »picture« als der visuellen Wiedergabe dessen, was Stadt ausmacht) zurückgreifen. Die begriffliche Abgrenzung, die die Autorin gegenüber diesem Konzept vornimmt, vermag wenig zu überzeugen: Die Frage nach der Kongruenz von Realität und Image resp. Bild (S. 14) prädisponiert die Verwendung weder des einen noch des anderen Begriffs *per se*. Dagegen hätte sich die Verwirrung, die aus der metaphorischen Rede von »Bild« angesichts eines seit dem *iconic turn* wieder enger gefassten Bildbegriffs entsteht, vermeiden lassen¹.

Material und Methode bezieht die Autorin nicht aus dem fachlichen Grenzbereich zur Kunstgeschichte, sondern aus der Kontaktzone zur



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand

¹ Vgl. etwa die Definition von »Stadtbild« Michael Schmitts im Lexikon des Mittelalters, Bd. 8, München 2002, Sp. 7–11. Besonders offen liegt diese begriffliche Ambivalenz dort zutage, wo es um das architektonische Gefüge Frankfurts (Kapitel 2.7) geht und mit »Stadtbild« für einmal der visuelle Eindruck in Holz und Stein errichteter Realien gemeint ist.

Literaturwissenschaft. Dorthier entlehnt sie auch die Konzepte der Stereotypenforschung bzw. der Imagologie, wobei letztere von der Erforschung nationaler Fremd- und Selbstbilder in Dichtung und Prosa auf die Untersuchung einer städtischen Identität umgedeutet wird. Beide Herangehensweisen sollen in den Dienst einer historischen Diskursanalyse gestellt werden, die auf die Beantwortung der Frage zielt, »wie, warum und in welchen historischen Kontexten bestimmte Wissensformen und Bilder über Frankfurt hervorgebracht wurden« (S.16).

Geschickt vermeidet Stalljohann-Schemme angesichts eines solch ambitionierten methodischen Fundaments die Gefahr, den historisch interessierten Leser mit allzu sprachtheoretischen Überlegungen zu vergraulen. Stattdessen schließt sie an ihre Einleitung einen Tour d'Horizon der von ihr ausgewerteten Quellengattungen an, um anschließend auf wenigen Seiten die Geschichte der Stadt Frankfurt, ihre politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Stellung seit der ersten urkundlichen Erwähnung der Stadt am Ende des 8. Jahrhunderts zu umreißen. Dem Missverhältnis von verdienstvoller Absicht, einen historischen Überblick zu gewähren, und dem zur Verfügung stehenden Platz ist geschuldet, dass die berührten Aspekte reichlich undifferenziert zur Sprache kommen. Soziale, wirtschaftliche und politische Entwicklungen begegnen der Leserin bzw. dem Leser in lexikalischem Stakkato, ohne Vollständigkeit oder auch nur eine repräsentative Darstellung des Sachverhalts zu erreichen. Bisweilen entschlüpft die eklektische Darstellung der Kontrolle der Autorin, wenn beispielsweise im Zusammenhang des Fettmilch-Aufstands von 1614 die auf seine blutige Niederschlagung folgende Verfassungsreform einmal als später Sieg der Aufständischen gegen das Patriziat deklariert wird, wogegen der anschließende Abschnitt mit der konträren Einschätzung beginnt, dass mit dem Zusammenbruch des Aufstands »die meisten Errungenschaften hinsichtlich politischer Partizipation und sozial-wirtschaftlicher Sicherungen« wieder an die alte Elite verloren gingen (S. 85).

Dass das kulturelle und insbesondere schriftstellerische Leben Frankfurts an nur gerade vier Personen – und lediglich für die letzten zwei Jahrhunderte des Untersuchungszeitraums – exemplifiziert wird, macht die Schwäche einer solchen Rundschau unübersehbar. Entsprechend lässt das holzschnittartige Ergebnis die Intention der Autorin, der nachfolgenden Analyse publizistischer Frankfurt-»Bilder« einen realgeschichtlichen Spiegel vorzuhalten, ins Leere laufen. Verwunderlich genug, zumal sich Stalljohann-Schemme der Problematik ihres Vorgehens bewusst ist, warnt sie doch selbst vor der Ergebnislosigkeit einer solchen Gegenüberstellung (S. 225).

Im Hauptteil ihrer Arbeit wendet sich Stalljohann-Schemme dem Diskurs über Frankfurt und dessen Bedeutung im Reich zu. Die topischen Versatzstücke des Diskurses werden in drei Kapiteln gemäß dem Schicksal von Werden und Vergehen der von ihnen gebildeten Wahrnehmungsmuster untersucht. Dabei kommt Stalljohann-Schemme zunächst nicht umhin, das Fortbestehen der einen und das Erlöschen anderer Topoi etwas hilflos als »sonderbar widersprüchliche(n) Parallelität von Kontinuität und inhaltlicher Variation und Veränderung« anzukünden (S. 127).

Das erste Kapitel wendet sich also jenen Vorstellungen über Frankfurt zu, die in Kontinuität mit bzw. als Weiterentwicklungen von ähnlichen Denkfiguren des Spätmittelalters zu sehen sind. Dabei



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

konstatiert sie, dass Frankfurt über Jahrhunderte eine zentrale Stellung im Reich zugeschrieben wurde, deren primordiale Komponente, die Funktion als Hauptschauplatz reichspolitischen Geschehens, allmählich hinter Wirtschaft – hier dominieren vor allem die Messen, während handwerkliche Produktion noch bis ins 18. Jahrhundert kaum Erwähnung finden – und Verkehr zurücktrat. Diese Gewichtsverschiebung, die dem Bedeutungsverlust des Reichs gegenüber den Territorialstaaten parallel laufe, drücke sich in einer zusehends marginalen Behandlung der »Erinnerungsorte«² von Wahl- und Krönungszeremoniell, aber auch der Goldenen Bulle von 1366 innerhalb des Diskurses aus. Wo an dem Topos reichsgeschichtlicher Zentralstellung Frankfurts trotz des realen Bedeutungsverlusts des Reiches als politischem Bezugssystems festgehalten wurde, tat man es, um der enttäuschten Erwartungshaltung der Besucher mythische Überhöhung entgegenzuhalten (S. 179f.). Einem diskursiven Auseinandertreten von Selbst- und Fremdwahrnehmung der Reichsstadt, wie es hier anklingt, wird jedoch in der Untersuchung nirgends konzeptionell Rechnung getragen³. Angesichts dieser verpassten Chance wirkt das Zwischenfazit, dass ein seit dem 17. Jahrhundert zunehmend individuelles Erleben der Stadt am Main die alten Stereotype der Stadtbeschreibung nie zu ersetzen vermochte, der Diskurs über Frankfurt von einem »Aspekt der historischen Gewohnheit« (S. 228) bestimmt gewesen sei, wenig überraschend.

Im Fokus des zweiten Kapitels stehen jene Gemeinplätze über Frankfurt, denen im Lauf der Zeit kein Fortdauern bestimmt war. Dazu zählen etwa die im 15. und 16. Jahrhundert verschriftlichten und auf historische Überfiguren wie Helena oder Karl den Großen rekurrierenden Gründungsmythen. Deren Funktion für die Reputation der Stadt sei in der Aufklärung zusehends obsolet geworden; die Aufmerksamkeit der Schreibenden galt nun dem Frankfurt der Gegenwart (S. 262). Dieser Akzentverschiebung weg von der Vorstellung des mittelalterlichen, königlich privilegierten Frankfurt wird chronologisch die Thematik von Autonomie und Freiheit zugeordnet. Beide fundamentalen reichsstädtischen Merkmale seien im 18. Jahrhundert nicht länger als Ergebnis eigener Wehrbereitschaft verstanden, sondern in gleichsam sublimierter Weise als Ausfluss von diplomatischen Bemühungen und kulturellem Prestige gedacht worden. Die Erkenntnis, dass keiner der alten, »verblassten« Topoi je ganz aus dem Diskurs ausschied (S. 300), lässt die Abgrenzung gegenüber dem ersten Kapitel fragwürdig erscheinen.

Etwas besser steht es da mit dem letzten Kapitel, das – wiederum mit klarer Intensivierung zum 18. Jahrhundert hin – die Etablierung neuer Stereotype verzeichnet. Als solches wird die graduelle Ästhetisierung des urbanen Gefüges angesprochen. Die Entdeckung der Schönheit

² Begriff und Konzept werden von der Autorin freilich nirgends in Anschlag gebracht; auch die einschlägige Publikation von Étienne François und Hagen Schulze, *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bde. (Bd. 1 ; Bd. 2 ; Bd. 3), München 2001, zuletzt 2009 in der Beck'schen Reihe neu aufgelegt, wird im Literaturverzeichnis nicht aufgeführt.

³ Im Schlusswort (!) taucht der Hinweis auf, dass eine solche Unterscheidung Bestandteil eines früheren Arbeitskonzepts war, das sich aufgrund des omnipräsenten Rückgriffs auf ältere Texte jedoch als unergiebig erwiesen habe (S. 426).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

des architektonischen Stadtraumes trat an die Stelle der funktionalen Wahrnehmung und Wertschätzung Frankfurts, und dies offenbar trotz der festgestellten Armut an künstlerisch wertvoller Bausubstanz einer Stadt, die diesbezüglich nicht mit den Residenzstädten des Reiches mithalten konnte. In gleicher Weise dem Kompensationsbedürfnis angesichts eines evidenten Mangels entsprang der Versuch, Frankfurt in dieser Zeit als Gelehrtenstadt zu positionieren. Dem stellt die Autorin das Bild einer Gesellschaft gegenüber, in der soziales Ansehen aus kaufmännischem Erfolg und – allenfalls – aus den damit finanzierbaren karitativen Aufwendungen folgte, symbolisches Kapital aus geistiger Arbeit hingegen kaum Beachtung fand (S. 343).

In ihrem Fazit streicht Stalljohann-Schemme drei Erkenntnisse besonders hervor: die Langlebigkeit einzelner Topoi, die seit der Etablierung der Stadtlobgedichte im Spätmittelalter den Frankfurt-Diskurs bestimmten und bis zum Ende des Untersuchungszeitraums als literarische Statements Autorität bewahrten; die angebliche Indifferenz zwischen Eigen- und Fremdwahrnehmung Frankfurts, insbesondere in den Stadtlobgedichten, die von Fremden verfasst »möglichst die Perspektive der Stadt wiedergeben« (S. 426) sollten; und schließlich der allmähliche Verzicht auf reichspolitische Bezüge bei gleichzeitiger Hinwendung zur Gegenwart der Schreibenden.

Insgesamt bleibt bei allem Respekt vor der reichlich quellengestützten und aufwändigen Untersuchung der Eindruck bestehen, dass der Arbeit ein konsequenterer methodischer Zugriff und eine schärfere Fragestellung gut getan hätten. Wenn die Autorin im Schlusswort (!) offenbart, die Auswahl der analysierten Bestandteile des Diskurses nicht aufgrund ihrer – wie auch immer zu denkenden – Verzahnung mit und Motivierung aus der Stadtgeschichte, sondern aufgrund einer quantitativen Auswertung des Quellenbestands getroffen zu haben (S. 423), ist die Leserin bzw. der Leser perplex: Von einer statistischen Aufbereitung des Textfundus hat er/sie bis hierhin nichts erfahren.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Johannes Staudenmaier, Gute Policy in Hochstift und Stadt Bamberg. Normgebung, Herrschaftspraxis und Machtbeziehungen vor dem Dreißigjährigen Krieg, Frankfurt a. M. (Vittorio Klostermann) 2012, X–426 S. (Studien zu Policy und Policywissenschaft), ISBN 978-3-465-04143-6, EUR 59,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Josef Pauser, Wien

Die «Gute Policy in Hochstift und Stadt Bamberg» betitelte, 426 Seiten starke Druckfassung der Dissertation von Johannes Staudenmaier an der Universität Bamberg wurde in den von Michael Stolleis und Karl Härter herausgegebenen »Studien zu Policy und Policywissenschaft« veröffentlicht. Diese Reihe begleitet das große Erschließungsprojekt des »Repertoriums der Policyordnungen der Frühen Neuzeit« am Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte (MPIER). Letzteres hatte der (rechts-)historischen Erforschung des entstehenden frühneuzeitlichen Gesetzes- und Verwaltungsstaates – welcher geleitet von der Leitkategorie der »guten Policy«, also der idealtypischen guten Ordnung der Gemeinschaft, Normen ausbildete und implementierte – wesentliche und wichtige Impulse gegeben.

Nun wäre man geneigt, anzunehmen, dass Bamberg innerhalb dieses Projekts erschlossen worden wäre, und die vorliegenden Daten hier umfassend ausgewertet werden, doch geht man damit fehl. Bamberg war im Repertorium nicht enthalten. Der Autor hatte sich vielmehr parallel zum Projekt des MPIER mit dem Hochstift Bamberg einen mittleren geistlichen Reichsstand als Untersuchungsgegenstand gewählt und stieß damit zugleich in einen in der bisherigen Forschung wenig untersuchten Bereich vor. Die geistlichen Reichsstände galten – im Vergleich zu den größeren weltlichen Territorien – im Modernisierungsprozess des entstehenden frühneuzeitlichen Staates allgemein als rückständig. Ergänzend zum Hochstift als Territorialstaat wurde noch vergleichend die Gesetzgebung der Residenzstadt Bamberg herangezogen, um mögliche Interdependenzen und Unterschiede hinsichtlich territorialer und städtischer Policygesetzgebung sichtbar zu machen.

Staudenmaier referiert einleitend den Forschungsstand zur guten Policy, der Implementation von Policynormen sowie deren Einfluss und Wechselwirkung auf die Herrschaftspraxis. Methodisch nimmt er sich Anleihen am praxeologischen Konzept der Historischen Implementationsforschung, wie sie Achim Landwehr erarbeitet hat, aber auch an der neueren »Kulturgeschichte des Politischen«, der Untersuchung »symbolischer Hervorbringungen« in der kommunikativen Praxis zwischen Obrigkeit und Untertan. In dieses kommunikative Geschehen verortet er auch Michel Foucaults Modell von Machtbeziehungen. Der Autor geht somit der Fragestellung nach, wie und in welchem kommunikativen Umfeld in einem kleineren geistlichen Staat Normgebung und Normanwendung gestaltet werden, welche Machtbeziehungen dabei auftreten und inwiefern diese in die allgemeine Policyforschung eingebettet werden können (S. 30f.).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Nach einer Einführung in die historischen Grundlagen der Region wendet sich Staudenmaier im dritten Kapitel im Detail der Policygesetzgebung des Hochstifts und der Stadt Bamberg zu. Sein zeitlicher Rahmen erstreckt sich vom 15. Jahrhundert bis 1628 – in diesem Jahr war die umfangreichste Policyordnung Bambergs erlassen worden. Besonderes Augenmerk verdient die Tatsache, dass die Quellengrundlage mangels Zusammenstellung der Policygesetze in zeitgenössischen Sammlungen archivisch aus den zentralen Archivkörpern, aber auch aus Sachakten des Staatsarchivs Bamberg sowie des Stadtarchivs Bamberg erschlossen werden musste. Der Druck der Normen begann vereinzelt ab Beginn und verstärkte sich ab der Mitte des 16. Jahrhunderts. Erst im 17. Jahrhundert wurde die Mehrheit der Gesetze gedruckt (S. 90).

Ziel der Quellenerschließung war eine möglichst umfassende Erfassung der Policygesetzgebung, wobei sich Staudenmaier sinnvollerweise eng an die bereits in der Forschung gut angenommenen Erschließungskategorien des vorhin genannten Policyrepertoriums (Kategorien, Materien, Sachindex) anlehnte, diese aber noch da und dort für seine Aspekte ergänzte. Damit war eine Vergleichbarkeit mit Daten aus dem Repertoriumpjekt gesichert. Gleichzeitig adaptierte Staudenmaier aber die Datenbank auch für seine Forschungszwecke, als er gewisse Beschränkungen der Aufnahmekategorien im Repertorium auflöste. So nahm er nicht nur die städtischen Policygesetze Bambergs, sondern auch Erneuerungen und Wiederholungen von Gesetzen erneut auf. Im MPIER-Repertorium waren diese aus arbeitsökonomischen Gründen ausgenommen gewesen, Erneuerungen fanden sich allein in Fußnoten. Diese Vorgangsweise ermöglichte es Staudenmaier, »ein umfassenderes Bild der Bamberger Policygesetzgebung« zu gewinnen (S. 78).

Die städtische Policygesetzgebung beginnt mit 1418 und ist inhaltlich vor allem der Handwerkspolicy, die von der Stadt übernommen wird, und den wirtschaftlichen Regelungen geschuldet. Bis 1628 lassen sich 187 Gesetze mit 280 Materien nachweisen, 1460 bis 1499 gibt es einen stetigen Anstieg, danach einen permanenten Abfall (S. 95–101). Die landesherrliche Gesetzgebung ist mit 1254 Gesetzen mit 1781 Materien weit umfangreicher, beginnt 1413, bleibt für das 15. Jahrhundert aber relativ singulär. Sie ist deutlich schwächer als die städtische Policygesetzgebung, widmet sich aber auch vom territorialen Einzugsbereich her größtenteils der Stadt Bamberg. Erst ab 1510 beginnt sich das Blatt zu wenden und die landesherrliche Gesetzgebung beginnt zu dominieren (S. 101–114), übersteigt die stagnierende städtische Gesetzgebung und greift auch deutlich über die Residenzstadt auf das ganze Hochstift hinaus. Reformation, Bauernkrieg sowie Versorgungskrisen haben das Ankurbeln der landesherrlichen Policygesetzgebung im Sinne eines konservierenden »Krisenbewältigungsinstrument(s)« begünstigt.

Einflüsse der Reichspolicyordnungen sowie der Gesetzgebungen der Reichskreise wie auch benachbarter Reichsstände sind nachweisbar (S. 91 ff.). Interessant ist auch der Vergleich mit den Territorien der im Repertorium enthaltenen geistlichen Kurfürstentümer Mainz und Trier sowie mit dem Herzogtum Bayern (S. 108 ff.), wo sich die anfänglichen hypothetischen Annahmen nicht bestätigen. Man vermutete, dass sich die Intensität der Gesetzgebung in den geistlichen Territorien stark ähneln werde, und das weltliche »frühabsolutistische« Bayern diese weit übertreffen werde. Doch das Gegenteil war der Fall: Bamberg



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

übertrifft seine etwas größeren geistlichen Brüder deutlich und verfügt auch über eine höhere Normanzahl als Bayern. Ob diese deutlichen Unterschiede allein durch andere Eintragungspraktiken im MPIER-Repertorium zu erklären sind, ist fraglich. Möglicherweise hat die bambergische Praxis, mit oft wiederholten kleineren Mandaten und Reskripten vorzugehen, anstatt mit großen Policeyordnungen, die einen langwierigeren Gesetzgebungsprozess aufwiesen, damit zu tun. Die Herrschaftsintensivierung dürfte sich aber vorerst nicht planvoll, sondern nach und nach als Folge einer Missstandsbekämpfung entwickelt haben.

Das vierte und fünfte Kapitel geht den Normgebungs- und Implementationsprozessen in Hochstift und Stadt Bamberg nach. Zuerst richtet sich der Blick auf die landesherrliche Zentralverwaltung und deren Einfluss auf die Gesetzgebung. Die Bedeutung des Hofrats wird dabei extensiv herausgearbeitet, die Einwirkungsmöglichkeiten von Hofkammer, geistlichem Rat und Domkapitel erörtert und der Ausdifferenzierung der Malefizgerichtsbarkeit, soweit das von den Quellen her möglich war, nachgezeichnet. Hierauf wendet sich Staudenmaier der lokalen Verwaltung der Stadt und insbesondere der Stellung des städtischen Rats im Rahmen der Policeygesetzgebung zu und untersucht die Beziehungsmuster der im Rat vereinten städtischen Führungsgruppen.

Die Einflussmöglichkeit des Stadtrats auf die landesherrliche Gesetzgebung war über die unterschiedlichsten Kommunikationswege (direkte Vorsprachen, Weiterleitung von Supplikationen, Gravamina usw.) durchaus gegeben. Hinsichtlich der Normumsetzung werden Aufgabenbereiche und Verwaltungspraxis der diversen städtischen Amtsträger ausführlich dargestellt. Insgesamt erweist sich, dass eine Umsetzung der Policeygesetzgebung nur über die lokalen Amtsträger möglich war. Der Bischof war als Landesherr auf deren Mitwirkung – in Bamberg hauptsächlich auf den Stadtrat – angewiesen. Hier zeigte sich im Untersuchungszeitraum anfangs durchaus ein Gleichklang der Interessen, allein in späterer Zeit kam es bei der Religionspolicey sowie bei der Hexenverfolgung, die dem Hofrat Möglichkeiten bot, politische Gegner im städtischen Rat auszuschalten, zu divergierenden Ansichten.

Abschließend wird im sechsten Kapitel an fünf ausgewählten Beispielen die bei der Implementation der Policeygesetzgebung ablaufenden Kommunikationsprozesse und die daran beteiligten Personen und Gruppen im Detail geschildert. Das erste Beispiel präsentiert einen zirkulären Implementationsprozess um die Aushandlung der Hafner-Handwerksordnung von 1582 (S. 270ff.). Die Feuerordnung von 1615 erweist sich dagegen als schönes Beispiel einer konsensualen Gesetzgebung (S. 283ff.). Im langwierigen Entstehungsprozess der Policeyordnung von 1618 zeigt sich zuerst eine starke Einbeziehung des Domkapitels und der Landstände in den Entstehungsprozess, schließlich deren Exklusion durch den handelnden Hofrat, um die Policeyordnung zu einem Ende führen zu können (S. 293).

Die »gute Policey« als Legitimationsgrundlage und Rechtsfertigungsstrategie für die versuchte Machtausweitung des (vom Landesherrn bestimmten) Oberschultheißen im Stadtre Regiment schildert das vierte Beispiel (S. 305ff.). Zuletzt exemplifiziert der Autor an gegenreformatorischen Maßnahmen die legalen Formen des Widerstands der Bevölkerung gegen religionspoliceyliche Maßnahmen (S. 315ff.). Staudenmaier kommt zum Schluss, dass »sich die Gute Policey weder einseitig als obrigkeitliches Disziplinierungsinstrument



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

charakterisieren« lässt, noch »war sie ausschließlich auf die Initiativen und Wünsche der Untertanen zurückzuführen« (S. 327). An der Gesetzgebung wie an der Umsetzung »partizipierten verschiedene Gruppen, die aus unterschiedlichen Einzelakteuren mit vielfältigen Interessen bestanden« (S. 335).

Johannes Staudenmaiers »Gute Policy in Hochstift und Stadt Bamberg« ist eine hervorragende, sauber aus den Quellen gearbeitete und methodisch in den aktuellen Forschungsdiskurs gestellte Arbeit. Die gelungene Herrschaftsverdichtung des Bamberger Bischofs wird dabei nicht eindimensional, sondern äußerst vielschichtig erläutert. Gute Policy erweist sich als ein »Prozess und das Ergebnis vielschichtiger Interaktionen und Kommunikationen verschiedenster individueller und kollektiver Akteure« (S. 343). Von »Rückständigkeit« des geistlichen frühmodernen Staats kann am Bamberger Beispiel nicht gesprochen werden. Die Studie ist jedenfalls eine wichtige Bereicherung auf dem Feld der Erforschung der »guten Policy«.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Johann Anselm Steiger, Gedächtnisorte der Reformation. Sakrale Kunst im Norden (16.–18. Jahrhundert). Band 1: A–K; Band 2: L–Z, Regensburg (Schnell & Steiner) 2016, 935 S., zahlr. farb. Abb. u. Kt., ISBN 978-3-7954-3100-6, EUR 69,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Patrice Veit, Paris

C'est au rôle et à la signification de l'image dans le luthéranisme des XVI^e–XVIII^e siècles qu'est consacré le gros ouvrage (933 pages en deux volumes), publié à l'occasion du 500^e anniversaire de la Réforme, de Johann Anselm Steiger, professeur de *Kirchengeschichte* à l'université de Hambourg, dont les travaux portent notamment sur la littérature de dévotion (*Erbauungsliteratur*) et plus généralement sur les liens entre théologie et spiritualité dans le luthéranisme aux XVI^e et XVII^e siècles ainsi que, depuis quelques années, sur l'iconographie religieuse, essentiellement protestante, de l'époque moderne.

L'auteur a choisi pour terrain de son enquête les régions septentrionales de l'Empire – essentiellement le Nord de l'actuelle Basse-Saxe, le Schleswig-Holstein et le Mecklembourg-Poméranie occidentale avec quelques incursions dans le Nord de la Pologne, au Danemark et dans les pays baltes –, pour en dégager les spécificités au sein du luthéranisme. La Réforme, telle qu'elle s'implante et se développe rapidement dans ces régions dans la première moitié du XVI^e siècle notamment sous l'influence du réformateur Johannes Bugenhagen (1485–1558), présentent des traits qui la distinguent de Wittenberg et des régions de l'Allemagne moyenne, à commencer par la langue (le *Niederdeutsch*) dans laquelle sont rédigés Bibles, ordonnances ecclésiastiques, recueils de cantiques et de prières. Quiconque a aujourd'hui eu l'occasion de visiter des églises protestantes de l'actuelle Basse Saxe, du Schleswig-Holstein ou du Mecklembourg, a sans doute été frappé par la richesse du décor intérieur de certaines églises, en particulier de l'époque baroque, qui contraste avec l'image un rien sévère que l'on s'en fait habituellement. Cette richesse témoigne de l'importance accordée dès l'époque de la Réforme – et non seulement à Wittenberg – à l'image, sous ses multiples formes, comme support pour la diffusion du message réformateur et l'édification des nouvelles communautés de foi et dont les régions étudiées sont autant de des vecteurs en particulier par leurs universités, leurs foyers artistiques et leurs presses.

Par le terme de «*Gedächtnisorte*» qui figure dans le titre de l'ouvrage, l'auteur entend moins la manière dont se manifeste le souvenir du passage à la Réforme dans les différents contextes locaux que les œuvres d'art créées entre le XVI^e et le XVIII^e siècle qui font partie le plus souvent du décor intérieur des églises (autels, chaires, tribunes, buffets d'orgue, confessionnaux, épitaphes, pierres tombales, œuvres peintes à usage dévotionnel, objets sacrés ...) et à travers lesquelles se manifestent des aspects centraux de la théologie, de l'exégèse et de la spiritualité luthériennes.

Ce sont au total pas moins de 280 notices – qui se veulent être autant d'études de cas, fruit d'une abondante collecte sur place –, présentées dans l'ordre alphabétique des lieux étudiés et accompagnées d'une très riche iconographie (plus de 1200 illustrations dont on soulignera la



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

qualité de la reproduction), qui sont rassemblées dans cet ouvrage. Ces notices et les reproductions qui y figurent, constituent un impressionnant ensemble documentaire concernant les manifestations et les formes artistiques les plus diverses à travers lesquelles s'expriment la Réforme et la théologie luthériennes par le biais de l'image ou dans l'articulation image-texte.

Les sites de ces *Gedächtnisorte* sont aussi bien les grands édifices religieux des métropoles hanséatiques, les chapelles des résidences princières telles Celle ou Gottorf, les églises des villes moyennes et des gros bourgs que les églises plus modestes des zones rurales et côtières, voire certains édifices civils. Car, malgré les destructions au fil des guerres dont ces régions ont été le théâtre à l'époque moderne, les bombardements à la fin de la Seconde Guerre mondiale ou encore les remaniements esthétiques de la fin du XVIII^e et du début du XIX^e siècle comme dans le sillage du mouvement néogothique, on constatera, comme l'atteste un grand nombre de reproductions, la part encore importante d'intérieurs, essentiellement du XVII^e et de la première moitié du XVIII^e siècle, préservés et conservés dans leur décor et leur mobilier liturgique souvent d'origine.

L'intérêt de l'ouvrage réside dans le déchiffrement des différents objets présentés au regard de la théologie luthérienne à travers des analyses particulièrement fouillées, nourries à la fois aux méthodes de l'exégèse biblique, de l'histoire de l'art, des études littéraires comme des travaux sur l'emblématique de l'époque baroque et s'appuyant sur une iconographie où les détails sont largement mis en valeur. Nombreux sont du reste les témoignages iconographiques et leurs motifs dont le contexte exégétique et théologique est interprété à la lumière des textes de Luther et des auteurs de la littérature spirituelle luthérienne.

Il est impossible de rendre ici compte de la richesse et de l'étendue des observations contenues dans ces deux volumes. On en retiendra quelques traits. Le biblisme d'abord qui caractérise le décor des églises : reliefs et panneaux peints représentant des scènes de l'Ancien et du Nouveau Testament, versets bibliques qui s'entremêlent à l'image ou qui sont simplement inscrits sur les mobiliers y sont en effet omniprésents. Buffets et tribunes d'orgue, chaires, tribunes le long des nefs, mais aussi plafonds constituent des endroits privilégiés sur lesquels se déploient de véritables programmes iconographiques à but didactique ou pour inciter au recueillement et à la prière.

Les tribunes de l'église d'Elmenhorst dans le Schleswig-Holstein avec leurs 72 scènes sur les textes des évangiles des dimanches et fêtes fournissent un exemple tout à fait remarquable. De même, les portraits de pasteurs, de bienfaiteurs ou de patrons des paroisses, qui font également partie intégrante du décor des églises, sont eux aussi souvent accompagnés de versets de l'Écriture. Ces citations peintes ou en relief sont du reste loin de se limiter aux seuls textes scripturaux, mais sont extraites également de livres de dévotion, de recueils de prière ou de cantiques des XVI^e et XVII^e siècles.

La mise en évidence de l'importance de l'emblématique dans le décor des églises de ces régions et la mise en regard des motifs iconographiques figurant dans les églises avec les gravures des livres d'emblèmes constituent un autre apport de cet ouvrage. Par ailleurs, si l'absence de grands mouvements iconoclastes accompagnant l'introduction de la Réforme dans les contrées du Nord a eu pour conséquence le maintien du décor religieux médiéval dans de nombreuses églises, le livre montre



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

combien, dans de nombreux cas, ce maintien, en particulier celui des retables de la fin du Moyen Âge, s'est accompagné de diverses retouches et transformations, »revisitant« ainsi le programme iconographique pour l'adapter au contexte luthérien.

Dans le matériau fort riche qui est fourni au lecteur et où l'attention est très souvent portée sur des objets spécifiques aux dépens parfois d'une lecture plus globale, on regrettera, en particulier pour les églises dont le décor a été conservé dans son état d'origine, que la dimension spatiale ne soit pas davantage prise en considération. Mobiliers et objets liturgiques s'inscrivent dans une scénographie de l'espace ecclésial qu'il aurait été intéressant de restituer dans son ensemble.

Par ailleurs, le parti pris d'une présentation alphabétique de ces Gedächtnisorte se justifie sans doute et s'avère certes pratique pour la consultation, mais ne permet pas – ou insuffisamment – de rendre compte, au-delà d'une certaine homogénéité sur le plan confessionnel, de la diversité des structures territoriales et politiques, mais aussi seigneuriales et agraires à l'époque moderne d'un espace géographique très vaste s'étendant de la mer du Nord aux confins de la Baltique. Les structures domaniales (comme le système de la *Gutsherrschaft*, par exemple) seraient probablement à prendre en considération pour mieux comprendre le riche décor dans certaines églises des régions côtières et rurales étudiées.

Quoi qu'il en soit, ces deux volumes constituent une belle contribution à la mise en valeur, à travers ses productions et manifestations artistiques, de la pluralité religieuse et culturelle de la Réforme luthérienne et du luthéranisme de l'époque moderne et rejoignent de ce point de vue les perspectives d'un ouvrage récent consacré à l'héritage musical de la Réforme luthérienne, mettant l'accent sur la diversité des expressions musicales dans le luthéranisme et sur la spécificité en ce domaine des régions du Nord¹



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Konrad Küster, *Musik im Namen Luthers. Kulturtraditionen seit der Reformation*. Kassel/ Stuttgart, Bärenreiter/Metzler, 2016.

**Anuschka Tischer, Ludwig XIV., Stuttgart (Kohlhammer)
2017, 243 S., 26 Abb., (Kohlhammer, Kenntnis und Können)
ISBN 978-3-17-021892-5, EUR 29,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Olivier Chaline, Paris

En lien ou non avec le récent tricentenaire de sa mort, Louis XIV a éveillé l'intérêt de plusieurs collègues allemands et la biographie écrite par Anuschka Tischer en est un très bon exemple. Il n'est sans doute pas facile de rendre compte à des lecteurs germanophones d'un long règne qui se confond presque avec une vie et a donné lieu à tant d'images contradictoires. Mais il faut tout de suite remarquer que le pari a été tenu. En environ 200 pages de texte dense, on trouvera ici une riche information tirée d'une large bibliographie polyglotte tout-à-fait à jour. Un index facilite la recherche de renseignements précis çà et là à travers l'ouvrage. Le format de la collection ne permettait pas une iconographie très abondante et celle-ci n'est qu'en noir et blanc, mais elle a été bien choisie et elle donne à voir des personnages de premier plan tout comme des moments importants du règne. Une carte du royaume et une généalogie du monarque seront aussi appréciées des étudiants peu familiers de l'histoire et de la géographie de la France.

C'est un ouvrage nourri de beaucoup de lectures, d'une longue réflexion et de pas mal de discussions avec d'autres éminents collègues, tels Klaus Malettke, Christoph Kampman ainsi qu'avec de jeunes chercheurs prometteurs, qu'Anuschka Tischer n'a garde d'oublier dans ses remerciements. Le propos est organisé en huit chapitres: après un premier introductif envisageant Louis par les différentes appellations qui lui furent données (Dieudonné, le Grand, le Roi-Soleil), le jeune roi est présenté entre guerre et paix jusqu'au début de son règne personnel, puis se trouvant lui-même en soleil de la France comme de l'Europe, animé d'un constant désir de gloire, roi très chrétien mais aussi terreur de l'Europe qui en vient à se coaliser contre lui. La mort du roi puis la mémoire de cette période exceptionnelle font enfin l'objet d'analyses spécifiques.

Anuschka Tischer n'a pas cherché à tout dire, mais elle a privilégié un angle d'approche qui lui permet de la fois de dire à ses lecteurs tout ce qui est indispensable à l'intelligence du sujet et mettre plus particulièrement l'accent sur tel ou tel aspect qu'une étude purement politique ou uniquement diplomatique ne saurait évoquer. Le traitement du mariage avec Marie-Thérèse ne se limite pas à la présentation classique de la conclusion dynastique de trente années de guerre franco-espagnole ou du début de la «prépondérance française» comme on aurait dit jadis. Une attention marquée est tout-à-coup portée à la première rencontre du roi et de l'Infante puis à la place de la nouvelle reine dans la cour de France. Ces effets conjoints d'arrêt sur image et de grossissement sont un des agréments de cette biographie. La conscience de soi du roi, par exemple son si vif désir de gloire, a été également traitée avec soin. Il est clair, dès le sommaire, qu'une grande attention a été portée aux relations entre Louis XIV et son environnement, familial, curial, étatique, religieux ...

Les pages consacrées à Madame de Maintenon sont bien venues et rendent justice aussi bien à François d'Aubigné qu'à son royal époux dont



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

la piété à ce moment de sa vie était réelle. On appréciera, par exemple, qu'Anuschka Tischer ait pris la peine de lire l'oraison funèbre du roi par Massillon qui, loin, d'être la condamnation sans risque d'un monarque défunt, vibre d'admiration et d'émotion.

Le public germanophone trouvera donc avec ce volume l'occasion de découvrir d'une manière originale et bien informée une histoire qui ne se réduit pas à la dévastation du Palatinat et à l'exil des huguenots, mais est rendue dans sa richesse et son épaisseur biographique.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gerhard Wenzel, Das diakonische Engagement der Hugenotten in Frankreich – von der Reformation bis 1685. Diakonie zwischen Ohnmacht, Macht und Bemächtigung, Göttingen (V&R unipress) 2013, 358 S., ISBN 978-3-8471-0212-0, EUR 49,99.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Silke Kamp, Berlin

Ursprünglich sollte es nur das Einführungskapitel zu einer Doktorarbeit über das diakonische Engagement der Hugenotten in Berlin werden. Doch dann ließ die Literatursuche zu den Anfängen des französischen Diakoniewesens viele Widersprüche und Lücken erkennen, die in einer Einleitung nur halbherzig hätten gekittet werden können. Es gebührt daher dem Autor Gerhard Wenzel hohe Anerkennung, seine 1991 begonnenen Recherchen ohne Abstriche zum Abschluss geführt zu haben, auch wenn allein der hier vorliegende Band den Umfang einer Promotionsschrift hat. Dabei folgte er dem Rat seiner Betreuerin Ute Gause und veröffentlichte seine Forschungen zum Diakoniewesen der Hugenotten in Frankreich und in Berlin in zwei eigenständigen Publikationen, wovon die erste hier besprochen werden soll.

Das Buch gliedert sich in sechs Kapitel. Einer knappen Einleitung folgt mit Kapitel zwei das Herzstück des Buchs, die diakonische Praxis im französischen Protestantismus von der Reformation bis ins Jahr 1685. Wenzel unterscheidet hier je nach den politischen Rahmenbedingungen in Frankreich eine Anfangsphase vor dem Toleranzedikt von Nantes 1598, eine Blütephase von ca. 1594 bis 1660 und eine Phase erneuter Restriktionen und Repressionen bis zum Revokationsedikt von Fontainebleau 1685. Kenntnisreich und fundiert beschreibt Wenzel hier, wie die ersten protestantischen Gemeinden in Frankreich ein Unterstützungsnetzwerk für die Schwächsten unter ihnen aufbauten, das auf persönliche Kontakte einer »Face-to-Face«-Begegnung setzte und jeden in der Gemeinde in die Pflicht nahm. Charakteristisch für die protestantischen Gemeinden ist dabei, dass es ihnen nicht um die Perpetuierung der Armut ging, sondern um Hilfe zur Selbsthilfe und diese Unterstützung im Einzelfall auch Bedürftigen katholischen Glaubens zugutekam. Dabei spielte für die Gemeinden Bildung und Ausbildung der unteren Schichten eine zentrale Rolle, um Kinder und vor allem Waisen in qualifiziertere Arbeit zu bringen.

In diese Logik fügte sich auch die Gewährung von Kleinkrediten für Handwerker ein. Bei der Betreuung von Alten und Kranken waren die französischen Gemeinden die meiste Zeit genötigt, ein ambulantes und im Verborgenen wirkendes Netz aus Besuchsdiensten aufzubauen und zu unterhalten. Hier wirkten auch Frauen eigenverantwortlich mit. Für die Gemeinden war die diakonische Arbeit überlebenswichtig, die daher effektiver sein musste, als die Hilfsangebote von katholischer Seite. Gerhard Wenzel zeigt hier sehr anschaulich, wie alle aus dem Berliner Refuge bekannten Unterstützungsleistungen französischer Gemeinden bereits im Frankreich des 16. Jahrhundert ausgebildet sind.

Das Anliegen des Autors ist nachzuweisen, dass die spezifische Ausprägung des französischen Diakoniewesens Produkt des politischen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

und gesellschaftlichen Umfeldes ist und diese diakonische Praxis auf die theologische Fundierung des französischen Protestantismus wirkte und nicht umgekehrt. Folgerichtig schließt sich dem Kapitel zur diakonischen Arbeit ein Kapitel zum Stellenwert der Diakonie in den theologischen Schriften und Predigten des französischen Protestantismus bis 1685 an. Hier kann Wenzel mit gängigen Fehlinterpretationen von Calvins Werk aufräumen, allen voran die in Wirklichkeit auf den Calvinismus im England des 18. Jahrhunderts gemünzte These Max Webers vom Zusammenhang des Kapitalismus mit protestantischer Ethik. Tatsächlich kommt die für Webers Analyse so zentrale Prädestinationslehre in Calvins Schriften nicht nur am Rande vor. Sie besagt ferner keineswegs, dass sich im beruflichen Erfolg eines gläubigen Reformierten seine Erwählung durch Gott widerspiegle. Vielmehr gilt nach Calvin die Prädestination Gottes ausnahmslos für alle Menschen. Gerade unter dem Eindruck der wiederaufkeimenden Verfolgung und Unterdrückung der Protestanten ab Mitte des 17. Jahrhunderts, wurde die Idee von der Prädestination von Predigern wie Pierre du Bosc dafür genutzt, seiner Gemeinde Trost zu spenden, damit sie angesichts der Repressalien und der daraus resultierenden wirtschaftlichen Not nicht den Glauben verliert.

Was Calvin dagegen häufig thematisiert, mutet heute wiederum sehr modern an, nämlich einen Ausgleich zu schaffen zwischen Reich und Arm. Dabei fordert Calvin mit Nachdruck persönliches Engagement, insbesondere der Wohlhabenden, und aktive Nächstenliebe an den Bedürftigen, mit denen man in der Gemeinschaft beim Abendmahl verbunden ist. So ist es eben nicht der Arme, von dem sich abgegrenzt werden kann, sondern »Dein Armer!« für den jeder in der Gemeinde Verantwortung trägt. Dieses Kapitel zeigt nicht nur sehr detailliert, wie Calvins Vorstellungen zur diakonischen Arbeit und ihr Stellenwert in der Gemeinde vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen in Straßburg und Genf gewachsen sind. In dem es sehr prägnant Calvins Haltung zu Wohlstand, Arbeit und Armut wiedergibt, eröffnet es einen unverstellten Blick auf seine Sozialethik und weist Fehlzuschreibungen, wie innerweltliche Askese und mythische Überhöhung des Genfer Reformators gleichermaßen zurück.

Wichtig, wenn auch keine unbedingt neue Erkenntnis, dafür aber gut belegt, ist das Verhältnis zur Obrigkeit, das in den in Predigten von Pierre du Bosc, Jean Daillé und Charles Drélincourt aufscheint und auch später das Berliner Refuge prägen wird. Während sich nämlich zeitgleich in England Protestanten auf ein Widerstandsrecht berufen und ihren als illegitim empfundenen katholischen König verjagen, bleibt den Hugenotten in Frankreich keine andere Wahl, als trotz einsetzender Repressalien loyal zu ihrem Souverän Ludwig XIV. zu stehen.

Ein knappes viertes Kapitel setzt die Erkenntnisse aus den Kapiteln zwei und drei noch einmal in Beziehung zueinander, bevor das fünfte Kapitel am Beispiel der französischen Gemeinden in Frankfurt am Main und Emden eindrucksvoll zeigt, wie stark die Erfahrungen der Gemeinde in Straßburg bezüglich der diakonischen Praxis im Refuge des 16. Jahrhunderts nachwirkten. Das Buch beschließt eine ebenfalls sehr kurze Überleitung zum eigentlichen Kern von Wenzels Forschung, der seit April 2016 auch als Buch vorliegt und auf 742 Seiten »das diakonische Engagement der Hugenotten in Berlin« zum Gegenstand hat.

Insgesamt bietet das Buch eine sehr fundierte Bestandsaufnahme der diakonischen Praxis und ihrer theologischen Begründung im



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

französischen Protestantismus. Sämtliche der zahlreichen französischen Zitate sind dabei größtenteils vom Autor selbst übersetzt worden. Wenzels Ausführungen stützen sich auf eine breite Literaturbasis, so dass er etliche Fehler in der Sekundärliteratur korrigieren und auch die Schlussfolgerungen der bisherigen Forschungen in vielen Punkten widerlegen kann, um zu neuen Bewertungen zu kommen.

Kritisch anzumerken bleibt einzig, dass der für beide Publikationen gewählte Untertitel auf diesen Band nicht so recht passen will. Wer angesichts des Schlagwortes »Bemächtigung« Ausführungen zur Sozialdisziplinierung in der diakonischen Praxis erwartet, wird sich hier mit ein paar Randbemerkungen des Autors zufrieden geben müssen. Dessen ungeachtet hat Wenzel mit diesem Buch eine Forschungslücke geschlossen und sein Werk wird wegen der Fülle an neuen Erkenntnissen und der Einordnung in historische und geistesgeschichtliche Zusammenhänge für die künftige Forschung unerlässlich sein.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Johannes Willms, Mirabeau oder Die Morgenröte der Revolution. Eine Biographie, München (C. H. Beck) 2017, 397 S., ISBN 978-3-406-70498-7, EUR 26,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Guido Braun, Bonn

Protagonisten der Französischen Revolution wie Georges Danton und Maximilien Robespierre haben einen festen Platz in der historischen Erinnerungskultur errungen, die Bewertungen von Person und Politik sind dabei jedoch oftmals höchst umstritten. Jüngere Forschungen betonen darüber hinaus die Bedeutung lange vernachlässigter Akteure, etwa des in den Büros des Wohlfahrtsausschusses tätigen Personals, sowie von Frauen als politischen Akteurinnen. »Akteure« der Revolution waren nicht zuletzt aber auch Handwerker, Bauern, Kaufleute, Soldaten, Künstler, Literaten und Publizisten etc. Zu einigen dieser Akteure beziehungsweise Akteursgruppen eröffnen jüngere Forschungen innovative biografische und anthropologische Zugänge.

Von deutscher Seite aus legt nun Johannes Willms eine Biografie zu einem der umstrittensten Akteure der Revolutionsgeschichte vor: dem Grafen von Mirabeau, Honoré Gabriel de Riqueti (1749–1791). Das wechselvolle Schicksal dieses Protagonisten – einer der wichtigen Figuren in der revolutionären Frühphase, als sich die Generalstände im Juni 1789 zur Nationalversammlung transformierten, deren Präsident er 1791 wurde, Stütze konstitutionell-monarchischer Positionen, nach seinem Tode im Pantheon beigesetzt, infolge des Nachweises seiner Verbindungen zum Hof jedoch 1793/1794 daraus verbannt – in der Geschichte der Revolution erinnert in vielen Punkten eher an andere ihrer Hauptakteure, die vor ihrem tiefen Fall einen fulminanten Aufstieg erlebt hatten, als dass es ihn zu der Ausnahmegehalt machte, zu der Willms seine Hauptfigur stilisieren möchte.

Die Problematik dieses Unterfangens zeigt sich gleich im ersten Satz des Buches. Zwar war Mirabeau durchaus älter als viele führende Revolutionäre wie Danton und Robespierre, die 1789 erst 30 beziehungsweise 31 Jahre zählten, oder gar als der 22-jährige Saint-Just. Der Altersunterschied zu vielen führenden Köpfen der Revolution war jedoch keineswegs so gravierend und außergewöhnlich, wie Willms suggeriert: Beim Ausbruch der Revolution war Mirabeau selbst 40 Jahre alt, nicht »43«, wie es gleich zu Beginn des Prologs heißt (S. 9). Mirabeau verstarb bekanntlich mit 42 Jahren bereits 1791 und erreichte das von Willms angegebene Alter gar nicht. Damit war er 1789 jünger als beispielsweise Condorcet, der im Jahr des Ausbruchs der Revolution schon 46 Jahre alt war. (Kleinere Ungenauigkeiten bei keineswegs nebensächlichen Datierungen finden sich übrigens gelegentlich auch an anderer Stelle: So datiert das französisch-österreichische Bündnis von 1756, nicht »1755«, S. 114, Friedrich der Große verstarb am 17. August 1786, nicht »am 17. Juli«, S. 134, und erste Kleriker ließen ihre Mandate beim Dritten Stand am 13. Juni, nicht »Mai«, 1789 verifizieren, S. 198.) Älter also war Mirabeau als viele Revolutionäre, aber mitnichten einer anderen Generation angehörend.

Willms präferiert jedoch andere Vergleiche: Mehrfach wird Mirabeau als »Richelieu der Revolution« (so auch der Titel des dritten Hauptteils)



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

bezeichnet, sein konstitutionell-monarchisches Konzept erscheint dem Biografen als »Vorwegnahme der V. Republik« (S. 9), die dann von Charles de Gaulle 1958 durchgesetzt worden sei. Solche Vergleiche erscheinen (wie im ersten Fall) wenig weiterführend oder (wie im zweiten) sehr gewagt.

Wie kann es angesichts des nach Willms zwar zu Mirabeaus Lebzeiten »keine realistische Chance« besitzenden, aber offenbar doch so zukunftsweisenden politischen Konzepts sein, dass Mirabeau in der Revolutionshistoriografie und in der Erinnerungskultur überwiegend kritisch betrachtet wird? Die Ursache ist Willms zufolge leicht ausgemacht: Über Mirabeau sei geradezu eine »Damnatio memoriae« verhängt worden, »weil die Deutungshoheit der Revolution rund 200 Jahre lang von der Sicht seiner Widersacher, den Parteigängern der Jakobiner um Robespierre, beherrscht wurde« (S. 10). Die Anhänger des »Amok laufenden revolutionären Tugendwahn[s]« (S. 277) hätten so letztlich die Oberhand gewonnen und Mirabeau mit dauerhaft wirksamen »Verzerrungen und Verleumdungen« (S. 276) überzogen.

Ein veritabler politischer Widersacher konnte Robespierre für Mirabeau allerdings bereits deshalb kaum sein, weil die »chandelle d'Arras« erst nach dem Tode des »flambeau de la Provence« zu politisch gestaltendem Einfluss gelangte. Die »Jakobiner« von 1789/1791 und 1793/1794 über einen Kamm scheren zu wollen, erscheint höchst problematisch, zumal Mirabeau selbst zeitweise im Jakobinerclub präsiert hatte. Vor allem aber ist es angesichts der überaus kritischen Bewertung Robespierres in weiten Teilen der Revolutionshistoriografie und seiner öffentlichen Marginalisierung, etwa beim *bicentenaire* von 1989, äußerst fragwürdig, gerade in seiner Person einen »Gewinner« in der Geschichtsschreibung oder Erinnerungskultur ausmachen zu wollen.

Worauf gründet Willms sein Urteil? Da ein Quellen- und Literaturverzeichnis fehlt, setzt die Beantwortung dieser Frage die Auswertung des Anmerkungsteils voraus. Daraus folgt, dass Willms – abgesehen von jüngeren Quelleneditionen und eigenen Publikationen – lediglich drei Titel anführt, die nach 1970 erschienen sind. Dabei handelt es sich um den »Mirabeau« von Jean-Paul Desprat (2008)¹, »Joseph II.« von Derek Beales (2009)² und »La Noblesse au XVIII^e siècle. De la féodalité aux Lumières« von Guy Chaussinand-Nogaret (Paris 1976).

Es findet keine wirkliche Auseinandersetzung mit der Revolutionsforschung der letzten fünf Jahrzehnte statt, die in wesentlichen Teilen sogar ignoriert wird. Daher gelingt es dem Verfasser nicht, die durch sein Quellenstudium generierten Ergebnisse für übergreifende Fragestellungen nutzbar zu machen.

Das chronologisch die Geschichte Mirabeaus von den familiären Ursprüngen über die Wiege bis zur Bahre und den Wechselfällen um die Ruhestätte des Leichnams erzählende Buch erschöpft sich in weiten Teilen – abgesehen von der eingehenderen Interpretation mehrerer Werke Mirabeaus – in der Darstellung familiärer, amouröser und politischer Anekdoten. Dies ist umso bedauerlicher, als Willms in bemerkens- und aner kennenswerter Breite auf ediertes Quellenmaterial zurückgreift.

¹ Jean-Paul Desprat, *Mirabeau. L'excès et le retrait*, Paris 2008.

² Derek Beales, Joseph II. *Volume II: Against the World, 1780–1790*, Cambridge 2009.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Der Verlag preist das Werk auf dem Cover allzu vollmundig als »[m]it Bravour und glänzender Sachkenntnis erzählt« an, das dem Rezensionsexemplar beiliegende Werbeprospekt stellt es gar neben die jüngeren Publikationen Heinz Schillings, Hubert Wolfs, Volker Reinhardts und Barbara Stollberg-Rilingers. Zu der Diskursgemeinschaft der Historikerinnen und Historiker gehört Willms allerdings nur bedingt. Diese Partizipation setzt voraus, sich mit anderen geschichtswissenschaftlichen Positionen auseinanderzusetzen. Dass Willms zumindest doch mehr davon zur Kenntnis genommen hat, als es das hier zu besprechende Buch verrät, zeigt immerhin seine 2014 ebenfalls bei Beck in München verlegte Geschichte der Französischen Revolution »Tugend und Terror«.

Ungewöhnlich sind in einem gefällig formulierten Buch einige eng am französischen Sprachgebrauch orientierte Wendungen: So wäre es im Deutschen ein Anliegen, einem Namen »Glanz« zu verleihen, nicht »Eklat« (S. 26); »Rechtszustände zu renovieren« (S. 159) erscheint ebenso ungebräuchlich wie ein dem Duden widersprechender Genusgebrauch bei Ancien Régime (etwa S. 32) oder die Bezeichnung des Merowingerkönigs Chlodwig mit der französischen Namensform »Clovis« (S. 189).

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Willms eine stilistisch ansprechend verfasste, detailreiche und »lebendige« Darstellung Mirabeaus vorgelegt hat, deren über das Biografische hinausreichender wissenschaftlicher Wert sich gleichwohl als sehr begrenzt erweist.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Thomas Würtenberger, Symbole der Freiheit. Zu den Wurzeln westlicher politischer Kultur, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2017, 576 S., 330 Abb., ISBN 978-3-412-50753-4, EUR 60,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Rolf Reichardt, Gießen/Mainz

Mit der vorliegenden gewichtigen Monografie krönt Thomas Würtenberger, emeritierter Ordinarius für Staats- und Verwaltungsrecht an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, die lange Reihe seiner juristischen Lehrbücher und Studien, die seit längerem der historischen Verfassungssymbolik zunehmende Aufmerksamkeit gewidmet haben. Dementsprechend umfasst sein neuer Band nicht die politische Freiheitssymbolik allgemein, wie der Titel suggeriert, sondern beschränkt sich auf die »Freiheits- und Verfassungssymbolik« der westlichen Welt in ihrer Bildpublizistik (S. 18 u. ö.). Für diesen immer noch weiten Bereich bietet Würtenberger eine imponierende, opulent ausgestattete Gesamtdarstellung. Sie basiert vor allem auf einer reichen Auswahl alter Münzen und Druckgrafiken vom Römischen Reich bis zur Weimarer Republik, die nicht nur jeweils genau beschrieben und gedeutet, sondern auf 570 sorgfältig lektorierten Seiten auch qualitativ im Vierfarbendruck abgebildet werden. Dabei gilt der Staatssymbolik auf Münzen und Medaillen das besondere Augenmerk des Verfassers und Sammlers. Seine Auswahl und Deutung der Bildzeugnisse beruht ihrerseits auf langjähriger und so gründlicher Auswertung der umfangreichen Forschungsliteratur (an die 80 Seiten Belege), dass die einleitende Behauptung, »die Geschichte von politischen Symbolen« sei »bislang keine Erkenntnisquelle für die Geschichte der westlichen politischen Kultur« gewesen (S. 19), fraglich erscheint. Während sein interkultureller Ansatz von Vorarbeiten für das inzwischen erschienene »Lexikon der Revolutions-Ikonographie«¹ profitiert, schlägt der Verfasser in sieben Hauptkapiteln einen großen historischen Bogen neuer Art. Hier können nur die Grundlinien der weit ausgreifenden Darstellung skizziert werden.

Zunächst verfolgt Würtenberger in großen Schritten, wie die Freiheits- und Verfassungssymbolik aus den Zeichen beim Ritual der Freilassung römischer Sklaven entstand, in der Renaissance rezipiert und kanonisiert wurde, im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert den Freiheitskampf der Niederlande gegen Spanien unterstützte, anlässlich der Glorious Revolution nach Britannien gelangte, ab 1770 die Unabhängigkeitsbewegung der nordamerikanischen Kolonien legitimierte und während der 1780er Jahre sowohl von den niederländischen Patrioten wie von den gegnerischen Orangisten in Anspruch genommen wurde. *Pileus* und Stab (*vindicta*), die ursprünglichen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand

¹ Rolf Reichardt (Hg.), unter Mitarbeit von Wolfgang Cilleßen, Jasmin Hähn, Moritz F. Jäger, Martin Miersch, Fabian Stein, Lexikon der Revolutions-Ikonographie in der europäischen Druckgraphik (1789–1889), 3 Teilbände, Münster 2017.

Freiheitszeichen, erlebten dabei bezeichnende Modifikationen und Bereicherungen, sei es, dass die Mütze mal zum Geusenhut, mal zum Tellenhut mutierte, sei es, dass die Allegorie der *libertas* sich mit den Symbolen der Waage, des Volkes (Löwe) oder des Verfassungstempels verband. Zugleich wurde die anfangs auf Münzen begrenzte Freiheitsbotschaft zunehmend von druckgrafischen Medien wie Emblembüchern, Bildflugblättern und Zeitschriften verbreitet. Im Einzelnen betreffen besondere Beobachtungen des Verfassers u. a. den Beitrag deutscher Medailleure zur Ausprägung des englischen *liberty cap*, die französisch-amerikanische Mittlerfunktion des Medailleurs Augustin Dupré und die Vorbildfunktion des berühmten Brutus-Denars (mit dem *pileus* zwischen zwei Dolchen) für Lorenzo de' Medici in Florenz, Heinrich II. in Frankreich und eine Zinnmedaille der deutschen Märzrevolution (Abb. 4, 10–13 und 195).

Das anschließende, umfangreiche Kapitel ist ganz der Französischen Revolution gewidmet, denn Würtenberger betrachtet die »Zeit der Französischen Revolution bzw. des Unabhängigkeitskampfes der Vereinigten Staaten von Amerika als Sattelzeit einer neuen Symbolbedeutung, aufgesattelt auf alte symbolische Formen« (S. 135). Gestützt auf die reichhaltige Forschungsliteratur des *bicentenaire* von 1989 und der folgenden Jahrzehnte, kann der Verfasser hier exemplarisch resümieren, wie die traditionelle Freiheitssymbolik in der Revolution gleichzeitig rezipiert, politisch umfunktioniert und mit neuen Bildmotiven wie dem Freiheitsbaum, dem Vaterlandsaltar und dem Verfassungseid verschmolzen wurde. Die Freiheitsmütze in Form des *bonnet rouge* kleidete nun nicht allein die Sansculotten beim Tanz um den Freiheitsbaum, sondern wurde auch König Ludwig XVI. aufgenötigt. Die Allegorie der *liberté* betrieb einerseits kämpferisch die Zerstörung der alten Herrschaftsinsignien, andererseits verkörperte sie majestätisch Freiheit, Gleichheit und Republik in einer Gestalt. Die Menschenrechtserklärung und die Verfassungen von 1791/1793 wurden als neue »mosaische Gesetzestafeln« ebenso mit einer sakralen Aura umgeben wie der Kult des Höchsten Wesens. Diese ganze Bildpublizistik, die sich bis 1794 radikalisierte und anschließend mäßigte, war Mittel und zugleich Ergebnis einer Popularisierung neuer Freiheits- und Verfassungsprinzipien, sie aber deswegen als »populistisch« zu charakterisieren (S. 225), ist ein anachronistisches Missverständnis.

Die europäische Bedeutung der französischen Freiheits- und Verfassungssymbolik erweist sich auch darin, dass sie, wie das folgende Kapitel skizziert, mit der Mainzer Republik nicht nur in den deutschen Kulturraum Eingang fand, sondern auch auf die Batavische und die Helvetische Republik sowie auf die »Schwesterrepubliken« des italienischen *triennio* übertragen wurde. Obgleich dieser Symboltransfer jeweils unter französischer Besatzung stattfand und die revolutionären Freiheitszeichen anschließend auch in Frankreich selbst unterdrückt wurden, verbreitete sich so doch eine normative politische Bildsprache, die spätere Verfassungsbewegungen reaktivieren und reaktualisieren konnten.

Dies für die folgende Epoche der Restauration und des Vormärz herauszuarbeiten, gelingt dem Verfasser im Folgenden freilich nur teilweise, weil er sich im Falle Frankreichs auf die monarchistisch ausgerichtete Bildpropaganda für die Charte constitutionnelle konzentriert, darüber aber den republikanisch orientierten Kampf der neuen Satirejournale für die in der revidierten Charte garantierte



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Pressefreiheit vernachlässigt. Auch was die deutschen Fürstenstaaten betrifft, findet die offiziöse Bildproduktion zu den landständischen Verfassungen mehr Beachtung als die versteckten Freiheitsbotschaften von der Zensur verfolgter Karikaturisten. So war die 1819 publizierte Radierung »Der Zeitgeist« von Johann Michael Voltz (Abb. 182) keine »konservativ-reaktionäre« Warnung vor radikalen Einflüssen aus Frankreich (S. 299), sondern ein verkappter Freiheitsappell an Deutschland nach den Karlsbader Beschlüssen, denn als fanatischer »Revolutionär« figuriert hier der Burschenschaftler Karl Ludwig Sand, der den Dichter August von Kotzebue als angeblichen Verräter ermordet hatte. Voltz bestätigte diese Deutung, indem er das Blatt mit einem Pendant, dem »Anti-Zeitgeist« in Gestalt eines aristokratischen Esels, kontrastierte, was der Verfasser nicht erwähnt. Dass sich gleichzeitig während des Vormärz in der schweizerischen Bildpublizistik und derjenigen des frühen Risorgimento ebenfalls eine Freiheits- und Verfassungssymbolik entwickelte, kommt nicht in den Blick.

Die gesteigerten politischen Forderungen und die enorme Publizität dieser Symbolik in der Revolution von 1848/1849 werden wiederum nur für Frankreich und Deutschland abgehandelt. Während wenige bekannte Bildbeispiele die Kontroversen des französischen Republikanismus illustrieren, werden für Deutschland Michels zögerliche politische Metamorphosen, die Parlamentskritik sowie, die erstickten Ansätze zu einer konstitutionellen Monarchie sowie die Unvereinbarkeit von Freiheit und Reaktion ausführlich dargestellt.

Diese bilateral vergleichende Betrachtung führt der Verfasser dann für die Jahrzehnte nach 1870 fort, nicht ohne etwas vorschnell zu behaupten, dass es zwischenzeitlich »in der Bildpublizistik beider Länder [...] eine auf politische Reformen dringende Freiheits- und Verfassungssymbolik« nicht gegeben habe (S. 413). Jedenfalls: Dem durch die Pariser Kommune angeheizten Bilderstreit zwischen den Verfechtern einer »roten« und der bürgerlichen Republik stand auf deutscher Seite eine nationale Symbolik gegenüber, die weniger den Reichstag als vielmehr den Kaiser, Bismarck und das Militär feierte. Und so endet der historische Parcours mit dem nüchternen Befund, dass nach 1919 weder die Medaillen eines Karl Goetz und Heinrich Waderé noch die Ehrenpreis-Medaillen zu den Verfassungstagen eine positive Vermittlung der Weimarer Verfassung bewirken konnten.

Entfernt sich diese schrittweise Konzentration auf den »deutschen Sonderweg« von dem überzeugenden internationalen Ansatz zu Beginn des Werkes, so kommt ein Sonderkapitel über den »atlantischen Diskurs« der Freiheits- und Verfassungssymbolik auf die englisch-amerikanischen Bildbeziehungen zurück (S. 365–412). Hier erst finden sich die expressiven Blätter eines James Gillray, die mit französischen Freiheitssymbolen gegenrevolutionär argumentierten, zugleich aber – gemeinsam mit französischen Medailleuren – ikonische Schemata lieferten für den nordamerikanischen Freiheitskampf: vom *liberty cap* über den *liberty tree* bis zum *temple of liberty*. Noch George T. Morgans *liberty-head*-Dollar von 1879 zitierte den klassischen Kopf der *république*, veränderte ihre phrygische Mütze aber so, dass man sie kaum als Aufforderung zur Sklavenbefreiung verstehen konnte (S. 393–395). Schließlich schmückten sich im 19. Jahrhundert auch die Münzen und Medaillen der neuen mittel- und südamerikanischen Staaten gerne mit den traditionellen Freiheitssymbolen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Insgesamt hinterlässt der voluminöse Band einen zwiespältigen Eindruck. Einerseits besticht er durch seinen komparatistischen, historisch weit gespannten Ansatz, seine genauen, kenntnisreiche Bildbeschreibungen und seine opulente Ausstattung. Andererseits erhebt er einen hohen Anspruch, den er nicht ganz einlösen kann. Wie schon das Umschlagbild – ein linksrheinischer Volkstanz um den Freiheitsbaum von 1792/93 – suggeriert, versteht Würtenberger sein Buch als »Beitrag zur Mentalitätsgeschichte der westlichen politischen Kultur« (S. 15). Mittels der »Verbindung von Mentalitäts- und Symbolgeschichte« (S. 33) will er letztlich die »mentalalen Voraussetzungen der Europäischen Union, als eines Raumes der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts« herausarbeiten (S. 32).

Doch seine Behauptung, die von ihm untersuchte Freiheits- und Verfassungssymbolik habe »von unten, also aus der Bevölkerung heraus«, den politischen Willen des »Volkes« zum Ausdruck gebracht (S. 465), weckt erhebliche Zweifel. War bekanntlich schon die allgemeine politische Druckgrafik des 16. bis 19. Jahrhunderts nur sehr bedingt eine Äußerung der »Volkskultur«, so gilt das weit mehr für die von Würtenberger ausgewählten Bildzeugnisse zur Verfassungssymbolik, erst recht für die mit Vorliebe herangezogenen Münzen und Medaillen. Sie propagierten überwiegend eine offiziöse, staatlich orientierte Symbolik »von oben«, die oft deklaratorisch blieb, besonders krass bei den autoritären Regimes von Argentinien, Kolumbien, Peru etc. (S. 404–412). Dagegen bleibt die volksnähere Freiheitssymbolik der agitatorischen Bildpublizistik, die Missstände anprangerte und gesellschaftliche Reformen einforderte, auch da »eher am Rande« (S. 38), wo sie Verfassungsfragen einbezog. So wird der »Internationalisierung der Freiheitssymbolik in der Arbeiterbewegung« nur ein weitgehend auf den Künstler Walter Crane beschränkter Exkurs eingeräumt (S. 429–438).

Bedauerlich und nicht ganz nebensächlich ist schließlich auch, dass Würtenberger bei der Flugblattgrafik die dokumentarische Sorgfalt etwas locker handhabt. Oft scheint er die Bilder nicht im Original, sondern nur aus der Sekundärliteratur bzw. aus dem Internet zu kennen. Grafische Techniken und Formate, Drucker, Verleger und Erscheinungsorte – für die Einordnung und Beurteilung der Blätter durchaus wichtige Daten – werden weder im Text noch in den Bildunterschriften berücksichtigt; sie wären, wenn nicht auf den Blättern selbst, so doch in den bekannten gedruckten Katalogen insbesondere der Bibliothèque nationale de France und des British Museum leicht zu finden gewesen. Hinzu kommt eine technisch versierte, aber teils verfälschende Bildbearbeitung: Nicht nur, dass die Abbildung so mancher kolorierten Radierung oder Lithografie farbprächtiger ist als das Original, auch und vor allem die meisten Münzen und Medaillen werden je nachdem kupfern, silbern, golden oder rot eingefärbt. Solche Effekthascherei, verbunden mit den zahlreichen rot gedruckten Kapitelüberschriften ist dem wissenschaftlichen Anliegen des Werkes eigentlich nicht angemessen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jannis Götze, Martin Meiske (Hg.), Jean Henri Samuel Formey. Wissensmultiplikator der Berliner Aufklärung, Hannover (Wehrhahn Verlag) 2016, 188 S. (Aufklärung und Moderne, 36), ISBN 978-3-86525-547-1, EUR 22,80.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Martin Fontius, Berlin

Als Impuls für eine »umfassende intellektuelle Biographie« war die Potsdamer Tagung gedacht, Formeys »verschiedene Tätigkeitsfelder« sollten zusammen geführt werden, und ein gewichtiger Beitrag eröffnet den Band: »Der Sekretar der Akademie«. Für das Fehlen vieler Unterlagen im Archiv, klagt der ehemalige Leiter W. Knobloch, sind Maupertuis und Formey verantwortlich, die führenden Repräsentanten, die zwischen dienstlicher und privater Korrespondenz nicht trennten, sodass die Nachlässe nach ihrem Tode wahre »Odysseen« erlebten. Ein bislang unbekannter Brief vom 19.5.1745, mit einem Programm zur Publikation der Akademieabhandlungen, bewirkt Formeys prompte Bestallung zum Historiografen durch das Kuratorium. Es ist die entscheidende Weichenstellung seiner Laufbahn, für die er in seinen Erinnerungen Jordan, den Vizepräsidenten und Vertrauten Friedrichs danken wird, der ihm vor seinem Tod beraten haben dürfte. Die Sitzungsprotokolle von 1746–1786, Formeys *opus magnum* und seit 2012 online verfügbar, sind abschließend in ihrer Bedeutung gewürdigt.

Weniger überzeugt im Teil »Institutionen des Wissens« der Beitrag »Formey als Enzyklopädist«. Die Aussage: »Formey liefert [...] seit der Mitte des 18. Jahrhunderts jahrelang Artikel [...] für die »Encyclopédie« (S. 51) ist chronologisch unhaltbar und inhaltlich fragwürdig. Seine für ein eigenes »Dictionnaire philosophique« geschriebenen Artikel hat er 1747 dem Pariser Projekt zur Verfügung gestellt, als Diderot noch gar nicht Leiter war. Wenn er 1749 und 1750 Gegenschriften zu Diderots »Pensées philosophiques« und die »Lettre sur les aveugles« publiziert, ist das nur ein Widerspruch, wenn seine Anfänge ausgeblendet bleiben. Die erste größere Arbeit, die ihn bis 1740 beschäftigt hat, war ein lesbarer »Abrégé« des unförmigen »Examen du pyrrhonisme«, den der Lausanner Philosoph Crousaz 1734 vor allem gegen Bayles Skeptizismus veröffentlicht hatte und der zuerst 1751 in der Übersetzung Hallers erschien. Welche Spuren dieser Ausgangspunkt und sein Wolffianismus in den abgetretenen Artikeln hinterließen, wäre zu prüfen. Trotz der in der Einleitung skizzierten Konzeption ist Formey als Theologe und als Philosoph aber nicht behandelt.

Von der Netzwerkidolatrie geprägt ist der Teil II, in dem Ausschnitte aus dem Nachlass vorgeführt werden. Annelie Große will die Auseinandersetzung mit Diderot, Voltaire und Rousseau sozialgeschichtlich als Selbstinszenierung zur Prestigesteigerung verstehen. Dass Formey dabei die eigene Überzeugung und die in Deutschland vorherrschende Ansicht vertritt, wird nicht zur Kenntnis genommen. Das Hauptargument, »die unerlaubte Veröffentlichung« (S. 100) von Rousseaus Verteidigung der Vorhersehung 1756 in einem Brief an Voltaire, projiziert spätere Rechtsvorstellungen und sticht nicht. Die Erstausgabe war von Voltaires Verlegern in Genf gedruckt, der Text 1759 »publici juris«. Anne Baillet berichtet über die »Geschichte einer



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

jungen hübschen Französin« (S. 113), eine 1775 als fünfzehnjährige mit Liebhaber aus Frankreich nach Preußen geflüchtete Nonne, die später mit Jean Paul korrespondierte. Die von Formey erbetene Unterstützung einer Familie in Breslau endet in einer »Katastrophe«, die unklar bleibt. Willkürlich ist unter das Thema »Unterstützung« auch Formeys Beziehung zu L. de Beausobre gestellt, ein ehemaliger Schüler und späterer Akademiekollege. Die zugehörigen Briefe der Varnhagen-Sammlung werden nicht beachtet, da es um Vernetzung, nicht um Erkenntnis einer Teilkorrespondenz geht. So lässt sich mancherlei vermuten, zumal wenn nur Formeys Nachruf herangezogen wird, nicht Beausobres fünf gedruckte und Baumgarten verpflichtete Akademieabhandlungen, was auch für dessen Brief an Beausobre von 1759 gilt, der seit 2006 in der DVLG gedruckt vorliegt.

Weniger kritisch sind die beiden anderen Beiträge zu sehen. Emmanuelle Chaze handelt über den Briefwechsel mit Pérard, Hofprediger in Stettin, der einige Jahre mit Formey für die Fortsetzung der »Bibliothèque germanique« verantwortlich war. Pérard hat diese Herausgebertätigkeit und eine ausgebreitete Korrespondenz die Mitgliedschaft mehrerer gelehrter Sozietäten eingebracht. Doch andere Publikationen fehlen, es bleibt nur ein ungewöhnlicher Lebensweg. Susanne Lachenicht, durch vergleichende Studien zu Migration und Integration in der Frühen Neuzeit ausgewiesen, handelt über Formeys Bedeutung für die hugenottische Diaspora. Sie kann aus der Pastorenkorrespondenz schon für 1753 und 1754 die ersten Auflösungserscheinungen nachweisen. Der unmittelbare Bezug auf Formeys »Lettres sur la prédication« von 1753 ist leider nicht gesehen, eine Schrift, die ihn der deutschen Aufklärungstheologie zuordnet. Spalding, einer ihrer führenden Köpfe, äußert bewundernd gegenüber Gleim: »Wenn doch alle Geistlichen so viel Herz hätten, Missbräuche zu tadeln, Missbräuche aller Art, in den Ceremonien, in dem Gottesdienst.«

Die Beiträge des letzten Teils, »Intellektuelle Spannungsverhältnisse« betitelt, beleuchten die Auseinandersetzung mit Rousseau. Die Herausgeber behandeln »Formeys ›Émile Chrétien‹ im Kontext europäischer Erziehungsdebatten im 18. Jahrhundert, Simone Austermann »Formeys ›Anti-Émile‹ als Teil des Emil-Diskurses«, Cordula Neiss »Formeys ›Discours sur l'origine des sociétés et du langage et sur le système de la compensation‹ (1763) im Kontext der Berliner Debatte um den Sprachursprung«. So richtig das Bemühen um Einordnung in die zeitgenössischen Debatten ist, völlig offen bleibt, ob Formey nun der französischen oder der deutschen Aufklärung zugehört, was zu deutlich verschiedenen Wertungen führt. Erscheint seine Haltung zum Sprachursprung »geradezu reaktionär« (S. 181), gemessen an »den Postulaten eines Maupertuis, Condillac oder Rousseau«, »repräsentiert« er beim Vergleich mit deutschen Stellungnahmen zum »Émile« »oft den Mainstream der Aufklärungspädagogen« (S. 149). Solange dieser Deutungs dualismus nicht bewusst gemacht und überwunden ist, wird Formey voller Widersprüche bleiben.

Das auffällige Fehlen einer Biografie hat sicher mit seiner enormen Produktivität zu tun. Doch ließe sich nicht fragen: Welche Texte waren die zentralen und welche nur Neben- oder Auftragsarbeiten? Von einem solchen Herangehen halten die Herausgeber wenig: »Wichtiger als die Frage, ob er mit seinen intellektuellen Positionen eigene Akzente setzen konnte«, sei die Funktion als »Knotenpunkt« im Netz der Wissensvermittlung (S. 19f.). Doch auch bei Formey wird sich eine



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

intellektuelle Physiognomie nicht ermitteln lassen, ohne auf seine ersten Gehversuche zu blicken. Eine Art von Visitenkarte muss er in einigen Monaten der »Amusemens littéraires, moraux et politiques« von 1738 gesehen haben, die einzige seiner Zeitschriften, von der eine überarbeitete Ausgabe erschien. Neben einer Besprechung zu Voltaire's »Éléments de la philosophie« de Newton findet sich ein Abriss zu Leben und Werk von Leibniz, gekennzeichnet als Auszug aus Ludovicis Schrift »Ausführlicher Entwurff einer vollständigen Historie der Wolffischen Philosophie«, dem ein »Abrégé de la Philosophie de M. Wolff« folgen soll. Formey beherrscht also die Sprache des Gastlandes und erkennt als eine Aufgabe, sich für deutsche Philosophie zu engagieren. Und er hat auch eigene Gedanken anzubieten, »Réflexions sur l'éducation«, eine geharnischte Kritik an der Vernachlässigung des Adelsnachwuchses in Preußen. Spalding hat sich noch im gleichen Jahr 1739 auf das »Urteil eines neuen Schriftstellers« berufen, »der überhaupt von der Erziehung sehr artige und gründliche Gedanken hat. Er will, dass man auch für den Verstand des jungen Frauenzimmers sorgen soll«. Für die Auseinandersetzung mit Rousseau existiert also eine Vorgeschichte, die Beachtung verdiente.

Die Zeit für eine umfassende Biografie scheint noch nicht gekommen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)